

Jacques Cazotte



Moralisch-Komische
Erzählungen, Märchen
und Abenteuer

Moralisch-Komische Erzählungen, Mährchen und Abentheuer.

Aus dem Französischen
des
Jacques Cazotte.

L e i p z i g
im Verlage der Dykschen Buchhandlung.
1789.

Inhaltsverzeichnis

Moralisch-Komische Erzählungen, Märchen und Abenteuer.

Vorbericht. Des Übersetzers.

I. Der Narr von Bagdad oder die Riesen.

II. Sybille und Conant, oder Die verlorene und wieder erlangte Ehre.

III. Die Schöne durch Zufall.

IV. Rachel oder Die schöne Jüdin.

Vorbericht.

V. König und der Pilger.

VI. Das Vergnügen.

Erklärung des Titelkupfers.



Vorbericht. Des Übersetzers.

Es ist freilich nicht gut; aber es ist einmal so. Der langsame aber sichere Gang unserer Literatur nähert sich immer mehr dem hüpfenden Schritt der Literatur unserer leichtsinnigen Nachbarn. Im Ernst und Scherz hat unser Geschmack eine auffallende Revolution erlitten.

Unsere guten Vorfahren hatten in ihrem Studieren, und in ihren Vergnügungen weniger Luxus, mehr Einfachheit; mehr Stätigkeit. Aus wenigen Folianten wurden sie gelehrte Männer. Eine Postille erbaute, Ein Roman vergnügte Vater; Sohn, Enkel und Urenkel. Sie waren im Stande über Einen Gegenstand dreißig Jahre nachzudenken, und über Einen Spaß dreißig Jahre zu lachen.

Wie sehr hat sich alles geändert!

Jetzt würde es auch dem vortrefflichsten Kopfe schwerlich gelingen, was noch vor fünfzig Jahren manchem sehr mittelmäßigen gelang, der Lieblingsschriftsteller mehrerer Volksklassen zu werden, und mehrere Generationen hindurch zu bleiben. *Neuigkeiten* ist das Lösungswort unsrer heutigen Lesewelt. Ein Roman aus dem verflommenen Jahre hat schon sehr viel von seiner anziehenden Kraft verloren. Aber aus den Händen reißt man sich einander die Broschüre, die die künftige Jahrzahl an der Stirne führt. Und so kommt es denn, daß, trotz den Klagen gravitätischer Kunstrichter, die neuen Schriften, Übersetzungen und Sammlungen für die Unterhaltung sich täglich vermehren und mehren werden — bis das Publikum müde werden wird zu lesen, und die Verleger zu verlegen.

Diese Betrachtung mag denn zugleich die Apologie dieser Übersetzung machen. Wenn sie den Lesern ein paar langweilige Stunden auf eine nicht unangenehme Art verkürzt, so ist ihr ganzer Zweck erreicht. Wenigstens schmeichelt sich der Uebersetzer in seiner Wahl nicht ganz unglücklich gewesen zu sein. Cazotte gehört unter die besten französischen Schriftsteller *seiner* Gattung. In

seinen sämtlichen Erzählungen und Märchen findet man, hier mehr dort weniger, einen leichten gefälligen Witz, viel Kenntniß der Welt und des menschlichen Herzens, seine komische und satyrische Züge; eine unterhaltende Laune, viel Phantasie, und nützliche Wahrheiten in anmuthigem, bisweilen spielendem Gewande. Seine besten Arbeiten sind das prosaische Gedicht, oder vielmehr der Roman *Ollivier, der Lord aus dem Stegreife, und der verliebte Teufel*; Sehr glücklich charakterisirt ein bekannter französischer Kunstrichter die letzte meisterhafte Erzählung durch folgende Worte:

On voit ressortir d'un fond sombre des couleurs Fraiches et brillantes; un Pastel ter. mine la scène, quand l'écrivain juge que les objets qu'avoit à peindre ne seroit plus d'accord avec le reste. Cette brochure ressemble à ces nuages légers, transparens, argentés, qui se promènent dans le vague des airs, et dont L'œil se plaît à suivre les mouvemens — —

Und von dem erstern sagt er: Ollivier est un ouvrage très-agréable; il fait honneur à l'esprit, à l'imagination, à la gayeté, au cœur même de l'écrivain. Il y a des marceaux de sentiment et d'une nature belle et simple qui attendrissent jusqu'aux larmes. — —

Gegenwärtiger erster Teil enthält nur die kleinen Erzählungen, die sämtlich noch unübersetzt waren. Erhält er den Beyfall der Leser, so sollen auch die übrigen, größeren nachfolgen. Einige davon sind zwar bereits übersetzt; allein sie stehen entweder in größern Sammlungen, die in die wenigsten Hände kommen, oder die Übersetzung ist so beschaffen, daß sie eine zweite nicht überflüssig macht.

Der Titel verspricht *moralische* Erzählungen. Nicht weil *Cazotte* die Sammlung seiner Werke *Ouveres badines et morales* nannte, sondern weil ich überzeugt war, daß ihnen dieser Titel mit Recht gebührt, behielt ich ihn bey. Freilich darf man hier keine moralischen Chrien im Geschmack unserer neuesten Romanschreiber suchen. Die schwachen Fäden einer schleichenden, gemeinen Intrike verlieren sich nicht unter den rohen Flocken moralischer

Gemeinörter. Allein, man wird gleichwohl kein Stück finden, das nicht, selbst unter der frivolen Hülle der Feerey, einen sehr triftigen Sinn, und eine sehr nützliche Wahrheit enthielte. Z. B. das dritte Stück dieses Theils ist nur ein Feenmärchen, und gleichwohl, welche heilsame Lehre könnten sich die begeisterten Wundergläubigen und Wundersüchtigen unserer Zeit daraus nehmen, wenn anders irgend etwas im Stande wäre sie aus ihrem Traume mit offenen Augen zu wecken! Mit etwas weniger Phantasie, und etwas mehr gesunder Vernunft würden sie bald einsehen, (was sie so schwerlich weder aus einem philosophischen System noch aus einem Feenmärchen lernen werden) daß eine schöne, kluge und bescheidne Frau das einzige Wunder ist, mit dem sich ein vernünftiger Mann beschäftigen darf, ihn daß er befürchten darf, zum Kind oder zum Narren zu werden.

I.

Der Narr von Bagdad oder die Riesen.

Eine Erzählung
aus den Zeiten vor der Sündfluth.

Der Kalife Harun-Alraschid war ein gewaltiger Liebhaber von Märchen. Zwar konnte man ihm nicht geradezu Schuld geben, daß er alles, was man ihm von der Art vorbrachte, für baares Geld genommen hätte; indeß glaubte er doch immer genug davon, um auch in dieser Rücksicht den Titel eines Beherrschers der Gläubigen vollkommen zu verdienen. Und hat ihm dieser starke Glaube irgend einigen Nachtheil gebracht? Gerade das Gegentheil. Er amüsierte sich, und befand sich sein ganzes Leben hindurch wohl dabei. Er belohnte die Märchenerzähler auf eine edle Weise, und diese erzählten hernach, aus Dankbarkeit, so viel zu seinem Lobe, daß, wenn man alle zuverlässige Geschichtsbücher verbrennen könnte, dieser Monarch bald weit über seinen Zeitgenossen *Karl den Großen* in der Fabel hervorragen würde, obgleich auch unser guter Kaiser ihr nicht wenig zu verdanken haben mag.

Der Kalife Harun hörte einmal zufälliger Weise, daß in den Gefängnissen von *Bagdad* ein Narr verwahrt werde, der behauptete, vor der Sündfluth gelebt zu haben. Er ward begierig den Menschen zu sehen, und ließ ihn in seinen Palast bringen. »Nähere dich, Amram: du bist ein sonderbarer Träumer. Durch was für ein Mittel bist du dem allgemeinen Verderben entgangen! Und wie hast du dich nachher soviel Jahrhunderte lang, beym Leben erhalten?«

»A m r a m. O Beherrschers der Gläubigen! Damals war ich nicht da, als es so gewaltig regnete. Ich war viel, viel eher, da. Vernehmt meine Geschichte Damals gab es Riesen auf er Erde.

Der K a l i f e. Halt, Narr! Willst du dir die Miene geben, wie ein Buch zu sprechen?

A m r a m. Nein, gnädigster Herr, dazu bin ich nicht gelehrt genug. Mit Einem Worte aber, es gab Riesen.

Der Kalife Von welcher Größe ohngefähr?

A m r a m. Einige zwanzig Fuß größer als ich, dick und stark nach Verhältnis. Wenn wir ihnen in den Weg kämen, sie könnten uns zertreten, ohne daß sie selbst etwas davon wüßten.

Der K a l i f e. Der Palast dieser Herren mußte also wohl von einem ungeheuern Umfang seyn?

A m r a m. Das Gewölbe des Himmels war sein Dach. Sie gingen nackt, ohne Bedeckung gegen die rauheste Witterung. Fing ja bisweilen der Regen oder die Sonne an ihnen beschwerlich zu fallen, so bedienten sie sich einer großen Eiche statt des Sonnenschirms. Ich sah sie einmal um ein Thal herum versammelt: einige saßen, aus diesem, andere auf jenem Hügel. Ein breiter Fluß trennte sie. Am Ufer desselben schenkten sie sich zu trinken ein, und reichem es einander über den Strom zu.

Der K a l i f e. Und was aßen sie?

A m r a m. Rhinocero, die sie auf der Jagd fingen, Stiere, und die Hammel aus unsern Schäfereyen.

Der K a l i f e. Ihr triebt also Viehzucht?

A m r a m. Ja; aber mit genauer Noth konnten wir ein bisschen von der Milch für uns behalten.

Der K a l i f e. Wie? Ihr konntet euch also euren gebührenden Theil nicht verschaffen?

A m r a m. Was hätten wir diesen Göttern der Erde abstreiten können, die sich einbildeten, ihnen gehöre alles allein. Ueberdieß hatten sie uns einige aus unserm Stamm auf den Hals gesetzt, die keinen unserer Tritte und Schritte unbeobachtet ließen. Und diese Leute spielten uns eben so schlimm mit, als ihre Herren: sie

hudelten und drückten uns in ihrem Namen, und bereicherten sich auf aller Theile Kosten. Ja, wir hatten von diesen Aufsehern noch weit mehr auszustehen, als von unsern Oberherren.

Der K a l i f e. Nun, und warum beschwertet ihr euch nicht?

A m r a m. Wir waren zuweit entfernt von den Ohren, die uns hörten hören können. Und keiner von denen, die für unser Bestes hätten sorgen sollen, war klug genug uns ihnen näher zu dringen. Das gab bald zu großen Unordnungen Anlaß. Auf einmal riß ein gewaltiger Mangel an Vieh zur Nahrung und an Elephanten ein, die wir zum Krieg und zur Jagd abgerichtet hatten.

Der K a l i f e. Wo waren denn die Elephanten hingekommen?

A m r a m. Die Beamten der Riesen hatten sie weggenommen, und brauchten sie zur Transportierung ihrer Weiber, ihrer Affen, Meerkatzen, und ihrer übrigen Equipagen kurz, zu ihrer eigenen Bequemlichkeit und Zeitvertreib.

Der K a l i f e. Nu, und waren denn eure Riesen nicht im Stande, sie ihnen wieder abzunehmen?

A m r a m. Wenigstens hielt man es für unmöglich. Ich weiß freylich nicht warum: indes muß't es doch wohl so seyn.

Der K a l i f e. Du sprachst vom Kriege. Eure Herren führten also Krieg unter einander: und worüber?

A m r a m. Wo möglich einem andern einen von unsern Stämmen oder Horden abzunehmen.

Der K a l i f e. Gab man euch Waffen? Führte man, euch gegen einander zu Felde?

A m r a m. Dafür nahm man sich wohl in Acht. Man schlug sich für uns, so wie man sich hier zu Lande schlagen würde, um sich einer Heerde Schafe oder Kameeles zu bemeistern.

Der K a l i f e. Ey nun in dem Fall konntet ihr nicht viel darunter leiden.

A m r a m. Ein wenig Hungersnoth. Mit unter zertraten uns die Elephanten wohl auch mit den Füßen, doch waren wir bey allem Unglück nicht ganz ohne Trost. Wir sahen, daß unsere Tyrannen sich unter einander selbst aufrieben, und wir hatten nicht selten die

kleine Erleichterung, einen Tyrannen gegen einen andern zu vertauschen.

Der K a l i f e. Ihr wart ihnen also wohl recht gram?

A m r a m. Von ganzer Seele, und wir hatten unsern Zustand unmöglich ertragen können, hätte uns nicht die süße Hoffnung gestärkt, sie mit der Zeit alle aufgerieben zu sehn. Wie es denn nachher auch wirklich geschehen ist. Zu meiner Zeit ging's schon mit starken Schritten los. Ihre Anzahl ward weit geringer, und sie fingen an auszuarten.

Der K a l i f e. Und auf welche Art war das möglich?

A m r a m. Sie fingen an, den Weibern von unserer Taille Geschmack abzugewinnen.

Der K a l i f e. Was du mir da für abscheuliches Zeug erzählst!

A m r a m. Und doch ist er eben so wahr, gnädigster Herr, wenn gleich nicht so proportioniert, als dar übrige, was ich Euch erzählte. Nach und nach näherten sich, aus gewissen Gründen, die verschiedenen Arten, und vermischten sich, so daß nunmehr alles bergein, von der Größe zur Kleinheit ging, und die Sündfluth, wie sie die ganze Erde unter Wasser setzte, lauter Leute von gleicher Größe fand.

Der K a l i f e. Vielleicht fehlte es ihren Weibern an Schönheit.

A m r a m. Sie waren ungeheuer, fürchterlich schön, und gar herrlich und köstlich geputzt. Wenn sie ihre Thürme mit Federn auf dem Kopfe hatten, so gaben sie so viel Schatten, wie der allergrößte Maulbeerbaum.

Der K a l i f e. Ich hin nicht imstande mir eine Schönheit von *der* Tailie vorzustellen.

A m r a m. Ich will Euer Hoheit das Portrait der göttlichen *Huruza* der Gemahlin meines Herrn, machen. Denkt Euch — ein paar Augen von dem schönsten Himmelsblau, noch einmal so groß, wie hier meine geballte Faust. Von einer heftigen Leidenschaft beseelt, hätten sie Metall in Fluß bringen können. Allein ihr Feuer wurde durch die lieblichsten hellgrauen Augenbraunen gemäßigt, die ohngefähr so lang waren, als die Stäbe an Eurem Fächer. Ihre

Haare, von einer Farben wie Ebenholz, flossen auf ihren Schultern in hundert schwimmenden Locken, von der Größe meines Arms, herab. Ihre Stimme glich einem von jenen harmonischen Donnerschlägen, die nicht schmettern, sondern etwas dumpf in der Ferne verhallen. Trat sie in ihrer Kraft einher, so zitterte die Erde unter ihren schönen Füßen, und die Zedern des Waldes bebten und schwankten so sehr, daß man glaubte, sie wollten ausbrechen und ihr nachfolgen.

Der K a l i f e. Hör, guter Freund, du schilderst mit einem Feuer, daß ich fast auf die Gedanken gerathe, du hast dich in sie vergafft.

A m r a m. Leider zu meinem Unglück, erhabener Kalife! Ach! sie war eben so gütig als schön: sie hat mir verziehen. Sie war aber auch die einzige Person, die mein Verbrechen verzeihlich fand. Mich ganz von meiner Leidenschaft zu heilen, und die Flammen abzukühlen, nähte man mich in einen ledernen Sack, und warf mich ins Meer.

Der K a l i f e. Wie kommst du nun aber hierher nach Bagdad ins Narrenhaus?

A m r a m. Auf einem sehr natürlichen Wege, Man wußte nicht, daß der Vollstreckter dieses billigen Urtheils mein bester Freund war. Er war ein Zauberer. Er steckte mir eine kleine Pastete von besonderer Composition in den Mund, der die Kraft verliehen war, mich bis ans Ende der Zeiten im Schlaf zu erhalten, wenn's nicht irgend,jemand zuträglich fände, mich wieder aufzuwecken. Er verschloß den Sack durch Zaubermittel, drückte sein hermetisches Siegel drauf, und ich würde mich noch diese Stunde, von der südwestlichen Erdenge gegen das Eismeer zu, auf den Fluthen herumtreiben, wenn nicht ein anderer Zauberer — es sind nunmehr zehn Jahre — von ohngefähr den Einfall bekommen hätte, mich aus meinem, Sack zu ziehen, und aus meinem Traume aufzuwecken.

Der K a l i f e. Könntest du mir wohl den Traum erzählen.

A m r a m. Auch nicht eine Sylbe ist mir davon im Gedächtnis geblieben.

Der K a l i f e. In dem Fall mag's denn für heute genug seyn. Mein Tefterdar soll dir ein Dutzend Goldstücke auszahlen, und ich will

dafür sorgen, daß du an nichts Mangel leiden sollst. Indeß wirst du dir gefallen lassen, dahin zurück zu kehren, wo du hergekommen bist. Du verdienst in jeder Rücksicht unter den Narren zu bleiben: ha, ha, ha!

A m r a m. Der Himmel gieße seinen reichsten Seegen über Euer Haupt, großmächtigster Herr! weisester, berühmtester aller Kalifen! Allenthalben, außer um Eure geheiligte Person, in der weiten Ausdehnung Eures unermesslichen Gebietes, würde es Euch unmöglich seyn, eine Stelle für mich unter den Weisen des Landes zu finden. Doch, was bedarf ich mehr? Ich kann die Menschen, unter denen ich lebe, von den Reizen der göttlichen *Huruza* unterhalten, und dieses Andenken ist hinreichend, das Glück des Ueberreste meiner Tage zu machen.

II.

Sybille und Conant, oder Die verlorene und wieder erlangte Ehre.

Eine heroische Novelle.

Mächte des Himmels, verschließt die Augen vor dem Fehler, zu dem eine ausschweifende Liebe verleitet! Sie verdient diesen Namen, so trefflich auch der Gegenstand, und so edel und tugendhaft ihr Zweck war.

Wohin geht *Sybille von Primrose*, in der außerordentlichen Unordnung, worin ich sie erblicke, und auf dem gewagten Wege, den sie nimmt? Sie entweicht um zehn Uhr des Abends aus dem väterlichen Schlosse, nachdem sie die Wachsamkeit und das Misstrauen ihrer Familie und der Bedienten eingeschläfert hat. Eine Leiter, das Werk ihres künstlichen Fleißes, aus zertrennten Kleidern und Gewändern verfertigt, hilft ihr eine steile, sechzig Fuß hohe, Mauer herab in einen sumpfigen Graben. Mit vieler Mühe kommt sie hindurch, eile von hier nach der Wohnung ihres Pflegevaters, und pocht an der Türe an.

»Ach! *Gerhard*, lieber *Gerhard!* mach mir auf. Nimm mich auf!«
Rette mich! Alles ist bereit, mit Anbruch des Tages mich durch das unauflösliche Band der Ehe auf ewig an den verhassten *Reinbert* zu fesseln.«

Der brave *Gerhard* steht auf und öffnet die Thüre. »Sieh da unser gnädiges Fräulein! Womit kann ich Euch zu Dienten sein?«

»Daß du mich in dein Fahrzeug nimmst — daß wir auf der Stelle unter Segel gehn und uns weit . . . weit von den Küsten von Bretagne entfernen. So weit, so weit . . . «

»Aber wo sollen wir hin, Fräulein?« — »Wohin wir können, *Gerhard*: allenthalben hin, wo mich nur *Reinbert* nicht finden kann. Nimm meine Börse, guter Freund, ich gebe dir sie von Herzen gern. Hier ist ein Brief an *Conant* von Bretagne: such ihn auf, und gib ihm den Brief. Doch ich will dir ihn erst vorlesen, damit du wenigstens den Inhalt weißt, wenn der Brief durch einen Zufall verloren gehen sollte.«

»Was macht Ihr in Frankreich, indes man Euch eure *Sybille* zu rauben sucht? Laßt dort; die Turniere! Was ist der Ruhm, *Conant*, gegen den Schatz, den man Euch beinahe entrissen hätte? Was wäre aus Euch worden, wenn ich Euch nicht so sehr geliebt hätte, um alles auf das Spiel zu setzen? Man hätte mich morgen mit *Reinbert*, Eurem niederträchtigen Feind, verbunden! Lebe wohl, Schlösser, Paläste, Herrschaften, Ehrgeiz, Tyrannen, und du glänzende Sklaverei. Ich entwische euch auf einem schwachen Fahrzeug. Ich gehe nach Rom, ich eile mich zu den Füßen des dreimal gekrönten Richters über die Streitigkeiten der anmaßlichen Gebieter der Erde zu werfen. Man hat eine Dispensation von ihm erschlichen: allein sie gründet sich bloß auf falsche Berichte und Vorspiegelungen. Ich habe auf meiner Seite Wahrheit, Religion und Liebe, und ich werde Rechte geltend machen, die *Conanten von Bretagne* das Herz, die Seele und die Hand der zärtlichen *Sybille von Primrose* auf Lebenslang versichern sollen.«

N. S. Wo möglich will ich die Küste von Gascogne zu gewinnen suchen. Von da mache ich mich nach den Alpen auf. Der Schnee muß nun bald schmelzen, und die Wege werden in kurzem zu passieren sein. Eilt, *Conant*; kommt und vereinigt Euch mit mir! Ich lege ein Pilgerkleid an: diese Verkleidung schickt sich ebenso gut für Euch, als für mich. Lebt wohl!«

Gerhard vermochte den Liebkosungen, den Tränen, und dem Golde des reizenden Fräuleins nicht zu widerstehen Er und *Sybillens* Milchbruder setzen das Fahrzeug in reisefertigen Stand. Noch vor Mitternacht schiffen sie sich ein. Sie spannen alle Segel auf, und stechen so in die See.

Ach, *Sybille*, *Sybille*! So kannst du das Interesse deiner Familie

und die Ruhe deiner Vasallen der Wahl deines Herzens aufopfern. Es ist wahr, *Conant* ist edel, tapfer, großmütig, liebenswürdig, und berühmt in den Künsten des Kriegs. Allein, *Sybille*, Natur und Menschheit haben auch ihre Rechte: das Meer hat seine Gefahren. Auch auf dem festen Lande bist du nicht dafür gesichert. Gern bewahre ich der Nachwelt deine Schicksale auf, dein Ratgeber aber möchte ich nicht gewesen sein.

Jetzt ist dir die Liebe Ersatz für Alles. Anfangs scheinen die Elemente deinen verwegenen Vorsatz zu begünstigen. Beim Anbruch des Tages siehst du dich, zu deinem großen Vergnügen, mitten im Kanal, und nun suchst du die Küste einer Provinz zu erreichen, in der du, ohne Gefahr erkannten zu werden, auf die weitere Verfolgung deines Plans denken, und die nötigen Anstalten machen kannst. Doch zugleich mit dem Licht des Tages erhebt sich der Wind: er stört die Ruhe der Wellen; die dein Fahrzeug durchschneidet. Er wird stärker und stärker, schon ist er ein heftiger Sturmwind, und ein fürchterliches Gewitter türmt sich auf.

Gerhard sieht sich genötigt, alle Segel einzunehmen, und das Fahrzeug der Willkür der Wellen zu überlassen, die es mir Ungestüm an Sandbänke schleudern. Ein reißen Strom zieht es mit sich fortan an die Küste des Walliserlandes, wirft es an eine Brandung und ach! es bedeckt mit seinen Trümmern die Landspitze *St. David*.

Die Gegenwart des Geistes verläßt dich nicht. Du einschließt dich mit neuen dein Leben einem schwimmenden Balken zu vertrauen. Du ergreifst ihn, und hältst ihn aus Instinkt fest, auch da Überlegung und Empfindung dich verlassen. So führen dich die Fluchen in die Nähe eines platten Fahrzeugs; geschickte und hilfreiche Hände nehmen dich ein, und entreißen dich der nahen Todesgefahr. Du bist verwundet, zerschlagen, Todesblässe bedeckt deine Wangen. Die Locken deiner durchnässten Haare fallen über deine entblößten Schultern herab. Zum Glück und sind es nur weibliche Hände, die alle deine Schönheiten, die die Schamhaftigkeit mit zärtlicher Sorgfalt verhüllte, durchirren. Sie suchen nach, wo du zerstoßen und verwundet bist, um ohne Verzug heilende Mittel aufzulegen. Eine Menge Stimmen, durch die Eine männliche Stimme

vernehmlicher hervordringt, wiederholen mit dem Ton des wärmsten Mitleids: »Schade, ewig Schade! O wie schön sie ist!« Unterdessen ergreift man deine Arme, den Puls zu fühlen: kaum ist er bemerkbar. Man legt hie Hände auf dein Herz. Eine schwache Bewegung zeigt, daß noch ein Funke des Lebens glimmt. Mit vereinigten Eifer und Geschicklichkeit bietet man alle Künste auf, es ganz wieder anzufachen. Voll ängstlicher Erwartung sehen wir dem Augenblick entgegen, wo das Licht des Tages in deine Augen dringt. Wir freuen uns deines Erstaunens, wenn du sie nun aufschlägst, und alles erblickst, was um dich her zu deiner Rettung geschäftig ist.

Die reizende *Primrose* kam nach und nach wieder zu sich. Auf einen hellen Augenblick des Bewusstseins folgte fast ebenso schnell eine neue Unordnung der Ideen. Die große Entkräftung hinderte sie nur die leiseste Klage auszustoßen. Nach und nach dringen die Erfrischungen, die man ihr mit Gewalt einflößt, sie in einen erquickenden Schlummer, und man verläßt sie mit kluger Vorsicht, um die wohltätige Natur allein und ungestört wirken zu lassen.

Eine Stunde Ruhe verschafft ihr den Gebrauch der Vernunft wieder. Sie schlägt die Augen auf. Die Vorhänge des Bettes sind zugezogen; doch kann sie durch eine kleine Öffnung den Schimmer der Wachskerzen sehen, von denen das Zimmer erleuchtet wird. Sie erinnerte sich des Geräusches, das während der kurzen Augenblicke, wo sie bei sich selbst gewesen, in ihre Ohren gedrungen war, und bald fanden sich die Ideen von ihrer Entrinnung, ihrer Einschiffung, von dem Scheitern des Fahrzeugs, ja selbst von dem Balken, dem sie ihr Leben anvertraut hatte, in Menge wieder ein.

»Wo bin ich?« sagte sie. »Sollte man mich in meines Vaters Schloß zurückgebracht haben? Doch nein! Das ist kein's von meinen Betten. Ich höre leise sprechen . . . Ich muß ohnmächtig gewesen sein, . . . ich will mir nicht merken lassen, daß ich wieder bei mir selbst bin. Ich muß aufspüren, wo und bei wem ich bin, und wenn alles fremd und unbekannt ist, so muß ich womöglich, das Geheimnis meiner Lage zu verbergen suchen.

So entwarf sie in ihren Gedanken ihren kleinen-Plan. Ein

Frauenzimmer kommt und zieht die Bettvorhänge auf. Sie nähert sich, und legt die Hand auf ihren Mund.

»Es ist«, sagt sie, »ganz der Atem eines Kindes. Es schläft noch. Geh *Susanne*, geh und sage *Guaiziek*, daß sie eine kräftige Brühe bringt!«

Dieß ward mit dem Ton her innigsten Teilnahme gesagt, und doch wurde es für *Sybillen* Grund einer heftigen Unruhe. Den Befehl, den *Susanne* ausrichten sollte, war in Bretannischer Sprache gegeben, und an eine gewisse *Guaiziek* gerichtet. Die Sprache sowohl als der Name erinnerten die zitternde Schöne an das Land, aus dem sie sich hatte entfernen wollen. Sollte der Sturm sie an die für sie so gefährliche Küste von Bretagne zurückgeworfen haben?

Man brachte die Suppe. Die Bettvorhänge öffneten sich. Die Schöne, die — als wäre es Folge einer natürlichen Bewegung — die Hände auf den Augen liegen hatte, verbarg so die Aufmerksamkeit, die sie auf alles richten wollte, was um sie hervorging.

Sie erblickte drey Frauenzimmer und eine Mannsperson, von erhabenen, fast heroischem Anstand und Gebärden.

»Nehmt ihre Hand, Prinz!« sagte das Frauenzimmer, deren Stimme sie schon gehört hatte. Wir wollen ihren Kopf in die Höhe richten.«

Der Cavalier ergreift ihre Hand, küßt sie mit Entzücken: *Primrose* zieht sie nicht zurück. Mit geschlossenen Augen läßt, sie sich die Kraftbrühe einflößen, wie es scheint, ohne daß sie's weiß. »Gott sei gedankt Prinz, wir werden unsern Engel retten. Seht ihre Wunden: sie sind ganz schwarz. Das ist ein gutes Zeichen. *Susanne*, bring mir Kamphers.«

Primrosens Hand blieb, als wäre sie der Empfindung beraubt, in den Händen des Mannes, der sie ergriffen hatte.

»Sieh', liebe *Basilette*«, sagte er zum Frauenzimmer, »wie schön diese Finger gebildet sind! Sieh die niedlichen Rosenknöspchen an den Spitzen dieser Finger, so blaß auch der ganze übrige Körper ist!«

»Ah, Prinz«, sagte eine von den andern beiden Frauenzimmern, »ihr Atem ist so süß, wie der Duft der Blume, von der Sie sprechen.«

»Ich will ihn einziehen«, sagte der Prinz, und ließ die Hand fahren. — »Pfui, wie häßlich!« rief *Basilette*. »Stärkende Arzneien und keine Küsse müssen wir jetzt auf diese Lippen dringen. Wenn wir sie nun unglücklicherweise morgen schon begraben müßten, so würde sich Prinz *Lionnel* einen schönen Namen in ganz Wallis machen. Doch nein, meine Ahnungen sind froher. Wir werden sie nicht begraben. Gewiß, sie würde manches Auge naß machen, und wär es auch nur bei den Originalen der drei artigen Portraits, die sich in ihrer Tasche gefunden haben.«

»Wo sind sie hingekommen«, fragte *Lionnell*. — »Sie waren voll Meerwasser: ich habe sie abgewaschen, und die Smaragde und Rubine, mit denen sie eingefast waren, recht sauber geputzt. »Sie müssen nun wohl trocken sein.« — »Man hohle sie, man bringe sie her. Ich will sie untersuchen. Vielleicht sind es bekannte Gesichter; vielleicht können sie uns einigen Aufschluß geben.«

Man kann leicht denken, daß *Primrose* von dieser ganzen Unterhaltung kein Wort auf die Erde fallen ließ. Sie erfuhr, wo sie sich befand. Niemand kennt sie, man kann nicht einmal den geringsten Verdacht haben. Doch, was sie wieder etwas unruhig machte, man war im Begriff die Bildnisse ihres Vaters, ihres Bruders, und vorzüglich das Bildniß *Conants* von Bretagne zu untersuchen, dieses Mannes, der ihrer Meinung nach, auf der ganzen Erde bekannt und bewundert sein müßte. Vielleicht wird der Schleyer, mit dem sie sich zu verdecken hofft, zerrissen. Die Bretannier und die Walliser haben einen gemeinschaftlichen Ursprung. Das Meer, das sie trennt, ist ein Mittel der Communication, und sehr oft die Quelle von Streitigkeiten und kleinen Kriegen. Sie steht in Gefahr, wer weiß welchem Familieninteresse aufgeopfert zu werden, oder zum Unterpfand bei der Anzettelung eines neuen Zwistes zu dienen.

Die Bildnisse werden herbey gebracht, man entdeckt aber keine Spur von Ähnlichkeit mit irgend einer bekannten Person. »Das sind schöne Männer«, sagte *Basilette*. »Einer von ihnen hat eine wahre Heldenphysionomie.«

»Wahrscheinlich«, sagte *Susanne*, ging sie nah am Ufer des Meers spazieren, und war im Geist mir diesen Heeren beschäftigt.

Sie vergaß sich, Räuber überraschten sie, und nahmen sie mit sich fort. Die Körper von diesen Schurken hat man nicht entdecken können: wenn man sie kriegte, man könnte sie diesen Raub teuer bezahlen lassen. Doch, sie sind wahrlich um nichts besser dran, wenn die Gesellen vom Lucifer ihnen Rechenschaft abfordern.«

Lionnel betrachtete diese Bildnisse mit den Augen eines Nebenbuhlers. Das von *Conant* war zu auffallend schön, als daß es ihm nicht vorzüglich hätte mißfallen sollen. Der-Prinz von Wallis hatte eine heftige Leidenschaft für die Schöne gefaßt, die durch seine Sorgfalt aus den Wellen des Meers gerettet worden war. In der That hatte sie Ihr Leben fast ganz allein der klugen Hilfe und dem Beistand, die er selbst angegeben hatte, zu danken.

Aus den Fenstern seines Schlosses, das die Aussicht über die weite See hatte, war der traurige Zustand des Fahrzeugs zuerst in seine Augen gekommen. Sein beständiger Hang zur Tätigkeit, eine Regung der Menschenliebe hatte ihn ans Ufer getrieben, von dem er das Fahrzeug abgeben ließ, dem *Primrose* die Erhaltung des Lebens verdankte.

Kennt man einmal den Charakter eines Mannes, so kann man sich die Handlungen die daraus entspringend leicht erklären. Last uns versuchen, dem Leser einen Begriff dem Charakter *Lionnels* zu geben.

Er war Erbprinz von Wallis: ein Wittwer von dreißig Jahren; eifersüchtig auf seine seine Freiheit. Während der Souverrain des Landes, sein Vater zu *Cardigam* residierte, so lebte er, da er das Vergnügen des Fischfangs jedem andern verzog, umgeben von den jungen Leuten, die seine Gesellschaften ausmachten, in einem Palast, der auf den Höhen von *St. David* lag, wo er die schöne *Primrose* aufgenommen hatte.

Allenthalben, wo es darauf ankam; »Mut zu zeigen, hatte er die unzweideutigsten Beweise davon gegeben. Äußerlich vor den Augen der Welt war er menschenfreundlich und wohlthätig vorzüglich in Fällen, die Aufsehen machen mußten. Im Innern seines Palastes hingegen bezog er alles nur auf sein liebes Ich; denn er war fest überzeugt, daß alles nur ums seinetwillen da sei. Leiche vergaß er

den wichtigsten Dienst, den man ihm schon vor einiger Zeit geleistet hatte, niemals aber diejenigen Personen, die für die augenblickliche Befriedigung seiner Neigungen arbeiteten. Übrigens war er äußerst herrisch und hartnäckig. Einer Meinung, die er einmal angenommen hatte, blieb er so zugetan, daß nichts ihn davon abbringen konnte. Kurz, er war ein Wunder von Eigensinn selbst unter den Wallisern.

Er war ein leidenschaftlicher Liebhaber vom schönen Geschlechte, aber deshalb nicht auch von einzelnen Weibern, sobald er nur einmal ihre Gunst genossen hatte. Da er so wenig Wert darauf legte, so konnte er gar nicht begreifen, wie sie dieselben so hoch in Rechnung bringen könnten. Dieses Fehlers ohnerachtet, den er überdies durch sein ganzes Betragen deutlich genug verriet, war er doch bis jetzt noch immer glücklich bei ihnen gewesen. Und das wird Niemand wundern, der den Lauf der Welt kennt. Er war schön, wohl gebaut, jung, freigebig, und — ein Prinz!

Zwei Kinder, beide noch sehr jung, hatte er von seiner Gemahlin gehabt. Die Frauenzimmer, die zu ihrer Bedienung und Erziehung angestellt waren, hatte er auch nach seiner Gemahlin Tode ihnen gelassen, und sie um sich behalten. *Basilette* war die Gouvernante. Sie besaß das Vertrauen des Prinzen in mehr als einem Betracht. Der Leser wird weiterhin Gelegenheit haben, zu erfahren, durch was für eine Art von Dienstfertigkeit sie sich vorzüglich erworben hatte. Diese Frau, aus dem sogenannten Mittelstande, noch in ihr besten Jahren, besaß viel Erfahrung und Weltkenntnis, und verband mit einem muntern und unterhaltendem Geiste, viel Geschmeidigkeit und anziehendes im Charakter.

So sehr die schöne Kranke nun von der Besorgnis befreit war; ihrer Familie zu nahe zu sein, oder auch hier erkannt zu werden, so empfand sie doch eine erschreckliche Unruhe und Angst, als sie das traurige Schicksal ihrer Gefährten vernahm. Sie war auf dem Punkt, die Heftigkeit der Leidenschaft zu verdammen, die sie zu einem solchen Schritt verleitet hatte. Aber — *Reinbert* heiraten! *Conanten* entsagen! Bei dem leisesten Gedanken an diese beiden Extremen verschwand Reue und alle ängstlichen Gewissensbisse. »O teurer Abgott meines Herzens!« sagte sie ganz leise; »die Notwendigkeit,

sich mit dir zu vereinigen, ist die einzige Sache auf der Welt, womit *Sybille* sich beschäftigen darf!«

Lionnel hielt noch eine ihrer Hände in der seinigen. Sie sog sie, als wäre es eine konvulsivische Bewegung, zurück, und wendete sich nach der andern Seite des Bettes zu.

Basilette legte ihr noch ein Kopfkissen unter. »Kommt, kommt, sagte die Gouvernante. Wir wollen sie allein lassen. Sie fängt an sich zu erholen: sie hat Ruhe und Schlaf nötig. Das arme Kind hat, hat vielleicht die drei Tage über keinen Augenblick geschlafen, obgleich sie die Augen immer fest geschlossen hält.«

Die Bildnisse waren auf einem Schreibtisch liegen geblieben. *Lionnel* nahm sie zu sich und ging aus dem Zimmer. *Basilette* zog die Bettvorhänge zu. »Wache du bei ihr Susanne«, sagte zu einer andern Person. »*Guaiziek* soll in dem Vorzimmer bleiben: wenn sie munter wird, kannst du rufen.«

Primrose war ganz erschöpft und abgemattet, und doch schlief sie nicht eher ein, als nachdem sie vorher noch lange über ihre jetzige Lage, soweit sie sie beurteilen konnte, nachgedacht hatte.

Sie sah wohl ein, daß sie nicht immer ohne Empfindung und stumm bleiben könne. Da der Prinz auf eine so edle Art Gastfreundschaft gegen sie bewiesen hatte, so konnte sie leicht vermuten, daß man nicht wenig neugierig sein werde, sie kennen zu lernen. Sie mußte also einen kleinen Roman ganz von eigener Erfindung aussinnen, dessen Plan ihr die Mittel erleichtern könnte, denjenigen, den sie wirklich im Kopfe hatte, zustande zu bringen.

Von der andern Seite rechnete der Prinz von Wallis darauf, dem Abenteuer eine ganz von dieser verschiedenen Richtung zu geben. Er war verliebt, nach seiner Art, und zwar mehr; als er es noch je in seinem Leben gewesen war.

»Kleines reizendes Geschöpf«, sagte er, »die Empfindung der Liebe ist dir nicht neu. Der Schmuck in deiner Tasche hat dich verraten. Beschäftige mit der angenehmen Erinnerung an deine Eroberungen, trägst du die Siegeszeichen davon allenthalben mit dir herum. Allein ich will aufhören, der zu seyn, der ich bin, oder dir alle diese Siege aus den Gedanken bringen!«

Mir diesen Worten griff er nach *Colantes* Bildniß und betrachtete es. »Dieser reizende Überwinder ist vielleicht nichts als das Werk der Anstrengung der Einbildungskraft eines müßigen Malers!«

»Geh, gute *Basilette*«, und warte deine Kranke wohl. Besonders gib dir Mühe zu erfahren, wer sie ist, sobald sie nur wieder imstande ist zu sprechen. Diese Entdeckung ist wohl das wenigste, was sie uns schuldig ist.«

Basilette geht mit dem Vorsatz, dem aufgetragenen Befehl mit allem möglichen Eifer nachzukommen, zugleich aber auch alle mögliche Vorsicht und Schonung zu brauchen. Durch Vorsorge und Aufmerksamkeit will sie ihr Zutrauen gewinnen, ehe sie nur den geringsten Beweis davon verlangt, und Neugierde will sie nur in so fern zeigen, als es ihr einen begreiflichen Vorwand mehr verschaffen kann, Vorsorge und Teilnahme an den Tag zu legen.

Und so geht sie wirklich zu der schönen Genesenden? Ja; aber nur um ihr ihre Dienste und Beistand anzubieten. *Primrose* schlägt bei ihrer Annäherung die Augen auf.

»Ach, die schönen Augen«, ruft die schlaue Gouvernante! »Ja, das einzige fehlte noch, um uns ganz in Euch verliebten machen. Bald wird ein Prinz in diese Augen blicken. Schließt sie zu, zu seiner Ruhe. »Aber nein, schließe sie nicht zu: sie erleuchten das Zimmer. Sie beweisen daß Ihr lebt, sie erhöhen die süße Hoffnung aller derer, die Anteil an Euch nehmen. Ach! Sie können Einem Leben oder Tod geben, Einem der seit Eurer Gefahr und, ich muß es sagen, durch Eure Gefahr kränker ist, als Ihr selbst.«

»Versteht Ihr mich? Gebt mir's durch ein Zeichen zu erkennen. Beweist mir, liebenswürdiges Mädchen, daß Eure Seele nicht aus diesem schönen Körper gewichen ist. Sprecht nicht. Hier ist eine Kraftbrühe, die Ihr nehmen sollt. Trinkt langsam, trinkt alles. Eßt dies Eingemachte, es wird Euch stärken. Erlaubt, daß man Euch auf dieß Ruhebett schaffe: dieses da soll gemacht werden. — *Susanne*, komm! »*Guaiziek* ruf deine Kameradin. Reicht mir alle die Hände: nehmt euch in Acht, daß ihr dem kleinen Engel nicht weh tut.

Doch genug, zu zeigen, daß *Basilette* die äußerste und zärtlichste Sorgfalt auf ihre Kranke wendete. Vier Tage verflossen aus diese

Weise; ohne daß etwas mehr oder etwas wichtigere vorfiel, als wir bis jetzt unsern Lesern meldeten. Ein einziger Umstand hatte sich geändert *Lionnel* konnte keine von ihren Händen mehr ergreifen: beide waren, beständig unter der Bettdecke versteckt.

Ein paar vollkommen schöne Augen, voll schmachtender Zärtlichkeit, die ein rührendes Dankgefühl für alle auf sie verwandte Mühe und Sorgfalt ausdrückten, würden in der verhärteten Seele ein wahres Mitleid rege gemacht haben. Einen ganz andern Eindruck aber machten sie aus *Lionnel*. Die Aufopferungen, die er zu machen für nötig hält, die, glaubt er, bereits gemacht. Nun ist die Reihe an ihm, welche zu fordern. Allein er verlangt auch solche, die seinem Ehrgeiz schmeicheln können. Alle andere würden in seinen Augen unbedeutend und verächtlich sein.

So wie die Blässe, die das Schrecken hervorgebracht hatte, die Ermattung, die Erschöpfung und die Hinfälligkeit nach und nach verschwanden, sah man wiederum die Lilien und Rosen auf einem Teint aufblühen, wo der Frühling der Jahre seine glänzendsten Schätze zur Schau legt. Die Wiederkehr der Gesundheit kündigt sich mit der Pracht der Schönheit in ihrer ganzen Frische an. Nach und nach fing die reizende *Primrose* an und wagte es durch einige Zeichen und verbindliche Worte auf die Schmeicheleien, die man ihr sagte, und den lebhaften Anteil, den man an ihr zu nehmen schien, zu antworten.

Endlich kam auch die Zeit für *Basiletten*, das Kapitel der Confidencen auf die Bahn zu bringen. Ein Zeichen, das sie macht, und das man versteht, entfernt die überflüssigen Personen, und läßt sie mit der schönen Genesenden allein. Und die kritische Unterhaltung beginnt folgendermaßen.

»O Schönste der Schönsten, wißt Ihr, wo Ihr seid?«

»Nein, meine Liebe«, erwiderte *Sybille*, mir schwacher Stimme.

»Armes Kind«, fuhr *Basilette* fort, »wie aus den Wolken in den Schoos des Meers gefallen, hat die Vorsicht Euch hier eine Freistätte geschenkt, in der es Euch an nichts fehlen soll!«

Nach diesem Eingang, machte die schlaue Gouvernante eine weitläufige Beschreibung von der Mühe und Arbeit, der sich *Lionnel*,

zur Rettung der schönen Schiffbrüchigen, in eigener Person mit größtem Eifer unterzogen. Ein warmes Lob des Verstandes, der Talente, des Mutes und der Tugenden des Prinzen fand hier einen natürlichen Platz, und schmückte die Erzählung mit einem Zug von Wohltätigkeit und Menschenliebe, der in ihrem Munde sich über die gemeine Regel zu erheben scheint, und wo er allein als der Held an der Spitze steht.

Primrose, die bereits alles vernommen hatte, stellte sich doch, als höre sie alles zum ersten mahle. Sie bezeugte nicht weniger Freude und Erstaunen, in so menschenfreundliche, großmütige Hände gefallen zu sein. »Die Wohltaten, deren sie sich zu erfreuen habe — sagte sie, machten desto mehr Anspruch auf ihr Dankgefühl, und rührten sie, desto mehr, da sie von einer so erhabenen Hand herrührten: der Adel ihres Ursprungs gäbe ihnen einen neuen Glanz und Wert in ihren Augen.«

»Nunmehr«, fuhr *Basilette* fort, erwarten wir aber auch die Belohnung für die verdiente Sorge, die Ihr uns so hoch anrechnet. Habt die Güte, und macht uns die Person bekannt, der wir so glücklich gewesen sind, einige kleine Dienste leisten zu können. Ihr sollt unsern Eifer dadurch bezahlt haben, nicht ihn für die Zukunft aufmuntern. Eure Schönheit, Eure Sanftmut, der Reiz und die Anmuth, die Euch in allem, was Ihr thut, begleiten, haben ihn schon auf die höchste Stufe gebracht, die er erreichen kann. Erzählt uns, durch was für einen seltsamen Zufall eine Person von Euerem Alter, ein so zärtliches Mädchen, dahin gebracht werden können, sich dem gefahrvollen Meere auf einem zerbrechlichen Schifferkahne zu vertrauen?«

»Vernehmt, gute Frau, meine Geschichte mit wenig Worten. Mein Vater, der noch in der Blüte seiner Jahre ist, liegt an einer außerordentlichen Krankheit darnieder. Vergebens boten alle Aerzte in der ganzen Gegend ihre Kunst auf: vergebens versuchten sie alle Arzneimittel. Eine heilige Person hat die Offenbarung gehabt, das Übel könnte nicht anders gehoben werden, als daß ich nach St. Jacob nach Compostela wallfahrtete. Ich legte deshalb ein öffentliches feierliches Gelübde ab. Die Reise zu Lande hatte zu viel

Abschreckendes für mich. Wir besaßen ein Fahrzeug. Ich schmeichelte mich mit der Hoffnung, wir würden, wenn wir die gute Jahreszeit benutzten, und uns immer an den Küsten hielten, den Gascognischen Meerbusen erreichen können. Von da wollt' ich in Gesellschaft eines von meinen Brüdern, der mich begleitete, weiter nach Spanien gehen. Das Übrige von meinem traurigen Abenteuer wißt Ihr bereits.«

»Der Unfall ist äußerst traurig«, sagte *Basilette*, »zumal da aller Wahrscheinlichkeit nach Euer Bruder seinen Tod in den Wellen gefunden hat. Doch das kann nicht einmal Euer einziger Verlust sein, wenn man anders von den Kostbarkeiten, die man in Euern Taschen gefunden, etwas weiter schließen darf.«

Hier flog eine leichte Schaamröthe über *Primrosens* Wangen. »Nun ja, gute »Frau«, fuhr sie fort, »weil Ihr es doch einmal wißt, ich hatte eine Summe Geldes darin, die hinreichend war, meinen entworfenen Plan auszuführen, und an dem heiligen Orte ein paar Familienbildnisse als Opfer darzubringen. Mein einziger Verlust besteht außerdem in einer Kappe, einem Pilgermantel, einem Pilgerstab, und einem Rosenkran. In meiner Lage sind es unentbehrliche Dinge, an und für sich aber von geringem Wert. Aber mein armer Bruder, gute Frau, und der Mann, der uns führte, das sind Gegenstände des Bedauerns, Gegenstände, die meine Thränen fordern.

»Ganz kann man noch nicht an ihrer Rettung verzweifeln«, erwiderte *Basilette*, »indeß sind Eure Besorgnisse freilich gegründet, und ich nehme von Herzen Anteil. Man hat nicht das Geringste versäumt, ihnen wo möglich noch zu helfen, oder sie wenigstens aufzufinden. Leider war alle angewandte Mühe vergebens. Doch ich greife Euch auf einmal zu sehr an. Versprecht, daß Ihr mir's verzeihen wollt; und zum Zeichen, daß Ihr mir vergebt, so teilt uns den Familiennamen der Person mit, die sich bereits unsere ganze Liebe und Achtung erworben hat.«

»Herzlich gern, wenn ich nicht gezwungen wäre, ihn zu verschweigen«, antwortete die wieder genesende Schöne. »Mein Gelübde verbindet mich ins aller Demut und durchaus unbekannt zu

reisen.«

Sybille sprach diese letzten Worte so aus, als wenn das Reden ihr Mühe machte, *Basilette*, die daraus schloß, sie sehne sich nach Ruhe, brach hier die Unterredung ab, dem *Lionnel* das wenige, was sie erfahren hatte, mitzuteilen.

Eine Weile hörte sie der Prinz an, ohne; sie zu unterbrechen: auf einmal aber bricht, er in folgende Worte aus: »O der rührenden Demut, die mit einer Galerie Familienportraits, mit köstlichen Steinen besetzt, in der Tasche wallfahrtet! o der frommen Pilgerin, mit ihrem artigen allerliebsten kleinen Reliquienkästchen! O der vorsichtigen Familie, die ihre ganze Hoffnung einem armseligen Fischerkahn anvertraut, um, sie darin mitten aus dem Kanal nach dem Gascognischen Meerbusen segeln zu lassen! Du verstehst dich darauf, liebe *Basilette*, ein wenig Wahrheit in deine Reden zu mischen, um ihnen die Farbe davon zu geben. In allen diesen Künsten hast du ausgelernt. Sage mir nun, ist in dieser Erzählung auch nur der schwächste Schimmer von Wahrheit, oder auch nur von Wahrscheinlichkeit?«

»Ich weiß nicht, mein Prinz. Ihre Augen wenigstens stimmen so sehr mit ihren Reden überein: alles was aus ihrem Munde kommt, hat so viel Naivität und Grazie, der Ton ihrer Stimme eine so angenehme und hinreißende Melodie, daß man wie bezaubert ist, solange man sie hört. Man muß aus dem Zirkel dieser Täuschung herausgerissen sein, um das, was man gehört hat, unwahrscheinlich zu finden.«

»Wir dachten«, fuhr *Lionnel* fort, ein reizendes menschliches Geschöpf aus den Fluten des Meeres gerettet zu haben: hätt ich aber nicht selbst ihre kleinen Füßchen gesehen, die wie gedrechselt sind, ich würde glauben, ich hätte eine Sirene in meinen Palast aufgenommen. Sie macht mir den Kopf ganz drehend: keinen Augenblick, kommt sie mir aus den Gedanken: ich habe keinen Augenblick Ruhe mehr. Aber ich schwöre, beim *Merlin*! sie soll mir nicht entgehen, die kleine Zauberin! Unmöglich kann sie die Geschichte in der Absicht ersonnen haben, daß man sie glauben soll. Sie hüllt sich in einen Schleyer, dessen Durchsichtigkeit sie

selbst nicht zu verheimlichen sucht. Sie will damit nichts, als daß wir aus über ihre wahre Herkunft die Köpfe zerbrechen sollen, das die Einbildungskraft mit unserm Verstand davon laufen soll, daß wir ihr in unserm Enthusiasmus vielleicht gar einen göttlichen Ursprung beimessen sollen. Bei meiner Ehre, *Basilette*, ein herrlicher Plan, ein Herz wie das meinige zu überraschen, und sich's unterwürfig zu machen! Sie fordert mich auf, nun auch meine Künste zu brauchen. Ich habe noch nie ein weibliches Geschöpf gekannt, das mir nicht mehr gesagt hätte, als es selbst wußte, und jetzt werfen die Wogen des Meeres ein Mädchen an mein Ufer, die stummer ist, als ein Fisch. Sogar ihren Namen will sie mir verheimlichen . . . Ehe sie von hier geht, will ich ihr über diesen Punkt ein Collegium lesen. Geh zu ihr zurück: komm jedem ihrer Wünsche zuvor, überhäufe sie mit Liebe und Freundschaft, nur alles sein vorsichtig. Wenn sie sich genug erholt hat, um mich empfangen zu können, so laß mir einen Wink geben. Doch nein. Das weiß ich schon, sobald ich sie sehe, gerate ich in Versuchung, ihr meine-Liebe zu gestehen. Ich ließe mich vielleicht zu weit hinreißen und bände mir zu geschwind die Hände. Wir wollen vorsichtiger zu Werke gehen. Sei du mein Dollmetscher. Schildere ihr, nächst meinen natürlichen Vorzügen, die Beständigkeit in meinem Geschmack und meinen Lieblingsgegenständen, meine Fühlbarkeit, meine Dankbarkeit für die Güte, mit der man mich beehrt — mit einem Worte alles, was sie sich nur von einem leidenschaftlich verliebten, mächtigen und freigebigen Manne versprechen kann. Versprichst du zu viel in meinem Namen, so bleibt mir ja, wie du weißt, der Ausweg, daß ich leugne, so hohe Kommission gegeben zu haben. Mache, *Basilette*, mache, daß sie freundlich lächelt, wenn sie mich sieht. Erwähne ja der Grübchen in ihren Wangen und sei hübsch von der Grazie ihres zauberischen Lächelns entzückt! Hörst du! Es ist so schön, daß man den schönsten Sonnenaufgang darüber vergißt. Doch ich halte dich zu lange auf. Eile, fliege zur gegenwärtigen Gebieterin meines Herzens. Gib dir Mühe, sie wo möglich, noch mehr von mir einzunehmen, als ichs von ihr bin!«

Basilette sitzt nun an *Sybillens* Bette zu ihren Füßen Sie ist allein

mit ihr: *Susanne* ist unter einem Vorwande hinausgeschickt. Die liebenswürdige Genesende schläft nicht. Die verschlagene Vertraute ergreift die erste schickliche Gelegenheit eine Lobrede auf die Eigenschaften des Herzens von ihrem Helden, dessen Agentin und Dolmetscherin sie ist, zu halten. Sein Vergnügen, sein Entzücken, wenn er seine reizende Fremde erblickt, gibt ihr einen sehr schicklichen Grund an die Hand, auf den sie die glänzende Stickerei austrägt. Sie erwähnt weder seiner Jugend, noch seinen vornehmen Stand, noch seine körperlichen Schönheiten. Sie weiß zu gut, daß es wahrer Zeitverlust wäre, Dinge ins Licht zu setzen, die sich von selbst darstellen. Dann aber scheint der Fluß ihrer Rede aus einer unversiegbaren Quelle zu strömen, wenn sie auf seine Güte, sein empfindsames Herz, auf die Ausschweifungen zu sprechen kommt, wozu ihn Erkenntlichkeit und Dankgefühl verleiten.

Sybille hört mit Aufmerksamkeit, selbst mit einer Art von Wohlgefallen zu, und nimmt endlich das Wort.

»Meine eigene Erfahrung, beste *Basilette*, ist allein hinreichend mich von der Wahrheit des Gemäldes zu überzeugen, das Ihr eben von dem Prinzen *Lionnel* entworfen habt. Bey aller gerechten Vorliebe für ihn, glaube ich doch nicht, daß Ihr es nur durch Einen Zug verschönert habt. Der Sturm warf mich hierher. Mein Unglück und meine höchst verzweifelte Lage waren meine einzigen Ansprüche auf die Güte, womit er mich überhäuft hat, und deren Wert ich mir nicht zu schätzen getraue. Die verbindlichsten Anerbietungen sehen diesem edlen Werk die Krone auf. Eben die Überzeugung, wie viel Verbindlichkeit ich ihm bereits habe, nötigt mich, mich derselben mit möglichster Bescheidenheit zu bedienen. Das ist die einzige Probe, auf die ich die Großmut des Prinzen zu setzen denke. Meine Pflicht ruft mich nach *Compostella*. Ein sicher Geleite, einen Wegweiser, ein Fahrzeug — das ist alles, was ich brauche, um so geschwind als möglich an den Ort meiner Bestimmung zu gelangen.«

»Wie?« sagte *Basilette*, »kaum dem nahen Tod entgangen, kaum wieder hergestellt, und noch ganz abgemattet, wollt Ihr von neuem den Gefahren des Meeres Trotz bieten? Seht Ihr nicht, daß der

Himmel die Verwegenheit und Unbedachtsamkeit Eures Gelübdes strafen wollte? Komm, legt Eure schönen Hände in die meinigen. Ich will Euch helfen ein anderes Gelübde thun, das Euch ganz für das Lächerliche und die Unannehmlichkeiten entschädigen soll, die mit jenem thörigten Gelübde verbunden sind, zu welchem Euch ein Schwärmer verleiten wollte.

Und was könnte das für ein Gelübde sein?« versetzte *Sybille*. Mit Leidenschaft einen mächtigen Prinzen lieben, der für Euch allein leben würde«, antwortete *Basilette*.

»Mein Stand«, erwiderte *Sybille*, erlaubt mir nicht, nach einer so glänzenden Eroberung zu streben.«

»Euer Stand?« fiel *Basilette* ein: »was nennt Ihr denn Euren Stand? Ihr macht uns ja ein Geheimnis daraus. Doch ich erinnere mich an eine wahre heroische Entzückung meines Prinzen, als er Euch blutig und ganz entfärbt in seinen Armen hielt. Wie der teure Mann für Euer Leben zitterte! »Wie«, rief er aus, »wir sollten dieses Meisterstück des Himmels nicht retten? Diesen Engel, der sich auf die Erde verirrt hat, und der in den Fluten erstickt ist! Wer sie wohl sein mag! Was für ein Barbar mag sie der Wuth der Elemente ausgesetzt haben! Ah, wenn man sie von einem Thron herabgestoßen hat, so will ich ihr diesen Verlust ersetzen. Sie öffne nur ihre schönen Augen! Sie bekomme nur den kostbaren Gebrauch ihrer Sinne wieder, zu ihren Füßen in einem Sklaven, der entschlossen ist, es sein ganzes Leben hindurch zu bleiben, einen Rächer zu erblicken, den nichts abhalten soll, Glück und Dasein für sie aufzuopfern!«

»Seht, meine liebe *Basilette*, das sind Empfindungen, die viel zu leidenschaftlich, Absichten, die viel zu groß und edel sind, als daß eine arme wallende Pilgerin, wie ich, der Gegenstand derselben sein könnte. Ich darf mich meiner Geburt nicht schämen, allein die Vorsicht hat mich in einen Stand gesetzt, der weit unter jenem ist, zudem die Vermutungen des Prinzen *Lionnel* mich erhoben haben; und selbst dann, wenn wir einen Augenblick annehmen wollten, er habe sich nicht geirrt, wär es mir nicht weniger unmöglich, in irgend einen von seinen Plänen einzugehen. Meine Hand und mein Herz

sind versagt. Ich ein Mädchen, liebe Basilette, und Alles zwingt mich zu glauben, das ich ihm bloß schon in diesem Betracht, und durch meine Lage wahres Mitleid einflöße. Dies ist die einzige von seinen Tugenden, von der ich weitere Beweise zu sehen wünschte; allein diese zeige er auch in ihrer größten Stärke. Der Gegenstand meines Gelübdes ist, der Person, die mir die liebste auf der ganzen Erde ist, die Erhaltung des Lebens zu sichern, und ich begehre nichts, als diesen frommen Vorsatz mit Schnelligkeit ausführen zu können. Ich bitte um Mittel dazu. Die letzte Güte, nach der mir erlaubt sei zu streben, ist ein Platz aus einem Schiffe. Was mir sonst zu meiner kleinen Ausrüstung noch abgeht, bin ich selbst imstande mir zu verschaffen.«

»Wie?« sagte die schlaue Vertraute. »In diesem Zustand von Ermattung und Schwäche an die Abreise zu denken? Von allem entblößt diesen Palast zu verlassen? Das sollte der edle, der großmütige *Lionnel* zugeben«? Er würde mit morgenländischen Saphiren Eure Pilgerkappe und Mantel übersäen, und eh' er zugäbe, daß es Euch an einem prächtigen Rosenkranz fehlte, würde er zehnmal lieber eine Landung an Schottland wagen, und unserer lieben Frauen zu *Karickfergus* den ihrigen rauben. Wer weiß, (doch das müßte freilich ein wenig schlaue angelegt werden,) ob Ihr ihn nicht dahin bringen könntet, die Wallfahrt in Eurer Gesellschaft mitzumachen. Was das für ein schönes Paar sein würde! Wirklich, schöne Unbekannte; wir würden es Euch recht sehr Dank wissen, wenn Ihr unsern Herrn ein bisschen fromm machen könntet. Das ist das Einzige, was ihm noch abgeht. Macht einen kleinen Heiligen aus ihm, und er ist vollkommen.«

Hat man sich nur irgend einen Begriff von der zärtlichen, leidenschaftlich verliebten, dabei aber höchst tugendhaften *Sybille* gemacht; hat man errathen, wie stolz und entschlossen sie ist: so kann man sich auch leicht ihren Unwillen vorstellen, als ihr *Lionnels* Absichten auf sie so deutlich vor Augen gelegt wurden. Nach dem letzten Vorschlag von *Basiletten* konnte sie keinen Augenblick länger über seinen ganzen Plan in Ungewissheit bleiben.

Allein, entwischt ihr eine Äußerung ihres Unwillens? Dazu ist sie

zu sehr Meisterin ihrer selbst, zu vorsichtig. Oder ein Zug, der den angeborenen Stolz ihres Standes verriete? — Eine Erinnerung, die sie zu sehr in ihren eigenen Augen herabsetzt, macht; daß sie sie auf der Stelle beschämt zur Erde schlägt.

Ohne die Bildnisse, die man in ihrer Tasche gefunden hatte, und die Brillanten, mit denen sie besetzt sind, würde man sie nicht mit Worten zum Rang einer Prinzessin erheben, indeß man sie in der That wie eine elende Landstreicherin behandelte. Man setzt voraus, sie sei verheiratet, und wagt darauf . . .

»Laß dir selbst Gerechtigkeit wiederfahren«, sagte sie zu sich. »Wozu alle diese Bildnisse? Du wolltest nur das von *Conantt*! Es lag bei den übrigen, du mußttest sie alle mitnehmen, wenn du dich nicht, noch auf eine Art mehr, gegen die Natur versündigen wolltest. Die Sonderbarkeit deines Aufzugs setzt dich freilich in ein seltsames Licht, allein ertrage ohne Murren die Folgen, die deine abenteuerlichen Pläne nunmehr nach sich ziehen, Betrachte deine Lage mit kaltem Blute, sei auf deiner Hut gegen List, und suche der Gewalt zu entgehen, ohne sie gegen dich zu reizen. Der Prinz hat ein menschenfreundliches Herz; der Beweis davon ist, daß du noch lebst. Er ist edel und wenn du dich ihm nur entdecken könntest, so würde er dir gewiß die Achtung bezeigen, die dir gebührt. Da das nicht geht, so mußt du ihn zwingen, eine unbekannte Pilgerin, die von Hilfe und Ratgebern und allem verlassen ist, zu schonen: du mußt ihn dahin bringen, daß er ihr seinen Schutz angedeihen läßt, und endlich, von der Größe und Erhabenheit seiner Seele es erhalten, daß ein Mädchen ohne Wehr und Waffen gegen die lüsternen Begierden, die ihre schwachen Reize hervorzubringen imstande waren, durch den selbst geschützt werde, der Willens war, sich ihnen zu ergeben. Himmel! O Himmel! Welch eine Verlegenheit, welch eine Lage! . . . Du willst weinen? Halt deine Thränen zurück: verbirg deine Unruhe: du hast wohl größeren Gram sich in deinem Busen verzehren lassen. Würdest du *Reinberten* entgangen sein, wenn du nicht hättest verheimlichen können, daß du den Tod dem Unglück, ihm deine Hand zu geben, vorzögest? Du wandtest Verstellung an; dich *Conanten* zu erhalten: und um ums hier nicht

auf die schimpflichste Art entrissen zu werden, brauche so viel Vorsicht, Bescheidenheit und Zurückhaltung, daß es dir gelinge, ohne das bei deinem Verderben interessierte Laster, das dich umringt, gegen dich zu erbittern, in einer von Natur edlen Seele den Entschluß zu erregen, sich einer Aufopferung zu unterziehen, die die Tugend von ihr fordert.«

Primrose machte sich diese Vorwürfe, hielt diese Ermahnung an sich, faßte diese EntschlieÙung, alles in wenig Augenblicken unter dem Schutz eines großen Kopfkissens. So verschlagen Basilette ist, täuscht sie sich doch, und legt diese plötzliche Röte, die auf ein langes Stillschweigen hervorbricht, zum Vorteil des glücklichen Erfolgs der Unterhandlungen, deren sie sich unterzogen hat, aus. Sie tritt unter dem Vorwand ab, dem Prinzen *Lionnel* die Nachricht von ihrer gelungenen Unternehmung zu hinterbringen.

»Eure Schöne«, — mit diesen Worten fliegt sie zur Thüre herein — »Eure Schöne gibt sich für verheiratet, für verliebt und treu aus. Dem ohngeachtet hatte ich die Kühnheit, ihr eine kleine Wallfahrt mit Euch in ganz anständigen aber doch verständlichen Ausdrücken vorzuschlagen. Sie errötete, schlug die Augen nieder, und wies mir weder Zähne noch Nägel. Da sie, wie es schien, mit sich selbst zu capitulieren anfing, so hielt ichs nicht für ratsam, weiter in sie zu dringen. Du mußt, dachte ich, dem Verdienste auch etwas zu thun übrig lassen.«

»Gute *Basilette*«, rief der Prinz, du übertriffst dich selbst. Du solltest erster Staatsminister meines Vaters sein. Laß uns eilen, laß uns fliegen zu deiner neuen Pflögetochter. Ich will ihr alle die kleinen Streiche, die sie mir gespielt hat verzeihen.«

Primrose erstaunt über die zufriedene Miene, mit der *Lionnel* auf sie zukommt. Er macht den Eingang mit einem Glückwunsch über ihre Genesung. Er äußert sein Entzücken über die Hoffnung sie bald wieder in vollkommenen und dauerhaften Gesundheitsumständen zu sehen. Weiter suche er nach dem Arm, um sich zu überzeugen, daß der Puls vollkommen regelmäßig gehe. Er drückt die zärtlichsten Küsse auf das Tuch, das die Hand bedeckt, und nunmehr folgen Beteuerungen der Liebe, Zärtlichkeit und Treue rasch

hintereinander. Ehre, Gewalt, Reichtümer — alles wird ihr angeboten, alles will man ihr aufopfern.

Lionnel wäre gewiss noch weiter gegangen, hätte nicht Sybille, mithilfe ihres Kissens, den Kopf etwas in die Höhe gerichtet, und in kaltem Tone das Wort genommen.

»Ihr habt mir das Leben gerettet, Prinz: Euch hab ich's zu verdanken. Doch meine Ehre, die mir noch unendlich schätzbarer ist, als das Leben selbst, darf nicht die Belohnung dieses Dienstes sein sollen. Fahrt fort, mein edelmütiger Wohltäter zu sein, und genießt ohne Gewissensbisse den Lohn der Tugend, — inneren Beifall und die Bewunderung der Welt. Seid in allem das Vorbild Eurer Untertanen. Eine Leidenschaft, die sich so ankündigt, wie die Eurige, würde mein Unglück aufs äußerste treiben, da sie Euch zugleich mir unglücklich machen würde. Meine Pflicht verbietet mir, mich weiter hierüber zu erklären, und in jedem Fall werde ich zeigen, daß ich lieber meinem Leben nie meinen Grundsätzen entsage.«

Der Sinn, der Ton und die Miene, mit der diese kurze Rede gesagt ward, hatten den Prinzen halb versteinert. Er zieht seine Vertraute auf die Seite.

»Hast du das Mädchen gehört mit ihren erhabenen Grundsätzen? Hat man jemals eine trocknere, frostige Tirade mit einer solchen Feierlichkeit, einer solchen Emphase zu Markte gebracht? Sie muß dich zur Närrin gemacht haben, wie sie mich — bald hätte ich gesagt, zum — Narren gemacht hat; daß du mit einer triumphierenden Miene kommen, und melden konntest, daß sie eben mit sich selbst einig geworden wäre, sich zu ergeben. Doch wir wollen dieses unbegreifliche Geschöpf mit kaltem Blut betrachten. Woher mag wohl diese Vereinigung von Blumen und Dornen, von Schönheit und Frost, von Ausschweifung und Vernunft, von Grazie und Pedanterie kommen?«

»Sie ist in Bretagne geboren und erzogen: nichts ist sicherer. Die schreckende Nähe einer sehr großen Gefahr kann sie allein bewogen haben, auf, einem Fahrzeug zu flüchten. Von was für eine Art aber konnte diese Gefahr sein, wenn es nicht die Folge eines oder mehrerer Abenteuer war? Die kleinen Gemälde, die man bei ihr

fand, stellen uns die Helden derselben dar. *Ich* habe sie aus den Armen des Todes, gerissen. Man hat sie auf eine Art gewartet und gepflegt, die wohl ganz andere Weiber geschmeidig und gefällig gemacht haben würde. Du hast ihr die großherzigsten Anerbietungen getan: ich selbst habe noch viel zugelegt, und doch konnten wir nichts erhalten, nicht den allermindesten Beweis von Zutrauen, nicht ein einziges wahres Wörtchen. Sollte sie gar meinen Charakter erraten haben, und mich durch Widerspruch und Schwierigkeiten zu reizen, und durch meine Leidenschaft zu einer solchen Höhe treiben wollen, daß ich endlich selbst nicht mehr im Stande wäre, mich aus ihrem Netze wieder loszumachen? Sollte sie darauf ausgehen, mein Herz in ewige Fesseln zu legen! *Lionne!* — — Doch, *Basilette*, wir wollen nicht so geschwind aus der Fassung kommen. Laß dich durch ihren frostigen Empfang nicht abschrecken. Ich glaube mich darauf zu verstehen. Alles, was sie thut und sagt, ist studiert, ist eine auswendig gelernte Rolle. Komm ihr in nichts mehr zuvor, als in der Bereitwilligkeit, ihr zu dienen, und in Aufmerksamkeit auf ihre körperlichen Umstände. Hat sie einen Zweck, so fängt sie gewiß zuerst an zu sprechen, und du kannst sie dann am besten ausforschen, wenn du dich stellst, ihre Absichten befördern zu wollen. Es ist mir da eben ein Einfall gekommen, der, wie ich mir schmeichle, ziemlich scharfsinnig ist. Leicht möglich, daß wir von einer recht ausgelernten — du verstehst mich schon, von so einer, die das Untere der Karte kennt, deutsch zu sagen, bei der Nase herumgeführt werden. Aber noch so jung, und es schon so weit in der Bosheit gebracht zu haben! Das wäre doch ganz etwas außerordentliches. Beobachte sie recht genau, in jeder Kleinigkeit; *ich* für mein Theil will alles überlegen und abwägen, und nachher wollen wir weiter von der Sache sprechen.«

Basilette, mit einem Strick in der Hand, sitzt in einer Ecke des Zimmers der vorgeblichen Pilgerin; sie gibt auf jede leise Bewegung acht, und besorgt und schafft alles herbei, wonach sie ihr den Wunsch aus den Augen lesen kann.

Primrose stellt sich, als ob sie schlummere. Sie lauscht und schielt mit halben Blick nach ihm Wächterin, die ihr sehr verdächtig

vorkommt. Wem aber soll sie sich vertrauen? Entschlossen, sich nicht besiegen zu lassen, hat sie eine höchst wichtige Schwierigkeit zu überwinden, die ihr im Wege liegt: es nämlich dahin zu bringen, das man sie auf einem Schiffe ihren Weg ungehindert fortsetzen, und zwar vorher aus den-Palast gehen lasse, um sich selbst nach Ihrem Gefallen ein Fahrzeug auszuwählen. Ihre Gründe dazu liegen am Tage.

Und wie nun? Muß sie fürchten, daß sich der Ausführung ihrer Plane unüberwindliche Hindernisse in den Weg legen werden? Hat diese Liebe, von der man ihr sagte, eines edeldenkenden, großmüthigen Mann gänzlich umschaffen, und ihn in einen unvernünftigen, ungerechtem gewalthätigen Tyrannen, verwandeln können? Bis auf diesen Tag hatten ihre Reize ihr so viel Sklaven unterwürfig gemacht, die blindlings ihrem Winken folgten, und denen das Glück, ihr zu dienen, hinreichende Belohnung war. Damals gebot sie unumschränkt. Jetzt aber muß sie sich entschließen, sich zu Bitten herabzulassen. Sollte man ganz unerbittlich sein.

Doch, man kann sie nicht errathen. Sie muß sich erklären. Mit der Gouvernante muß sie weniger geniert sein und ist sie einmal mit dieser fertig, so ist ihre Erklärung gegen den Prinzen dann nur ein bloßes Ceremoniel. Nach diesen Betrachtungen — vielleicht war's ein Werk des Zufalls, vielleicht ein Werk der Kunst — nieste sie dreimal recht stark.

»Gott helf Euch schöne Frau!« sagte Basilette und kam eilig mit einem Schnupftuch in der Hand herbei. »Endlich kommt doch das Zeichen der vollkommenen Genesung. Mein armer lieber Prinz wird sich vor Freude nicht zu lassen wissen.« Hierauf zuckte sie bedeutungsvoll die Achseln, richtete die Augen gen Himmel, und seufzte.

»Was fehlt Euch, liebe *Basilette*?«

»Ihr wißt es recht gut, schöne Frau — »doch still davon! Jetzt — ach! jetzt ist es mit der Zufriedenheit vorbei. Die Eurige ist alles, was ihm am Herzen liegt. Er wird das Opfer derselben werden. In diesem Punkt kenn ich ihn. Glaubt Ihr aber wohl, daß der junge, schöne Mann weint — wie ein Kind weint?«

»Ich hätte geglaubt«, erwiderte *Primrose*, »er wäre über eine solche Schwachheit weit hinaus, und ich beklage ihn von ganzer Seele. Ich kann nicht leugnen daß er sehr interessant, sehr anziehend ist, ich fühl' es; selbst in dem Augenblicke fühl ichs noch, wo ich mich auf gewisse Weise gezwungen sehe, einem für ihn wenig verbindlichen Plan zu folgen. Diese Empfindung selbst erregt in mir den lebhaftesten Wunsch, das er meine Absichten befördere, sich von einem Gegenstand befreie, der seiner Ruhe nachteilig worden ist. Kann es ihm viel kosten, sich zu überwinden? Und wenn auch; so habe ich ihm Gelegenheit; zu einer heroischen Handlung, die seiner schönen Seele würdig ist, gegeben. Bewegt ihn gute *Basilette*, daß er von heut an arbeitet, seine und meine Ruhe zu sichern, und mit die Mittel verschafft, meine Wallfahrt fortzusetzen.«

»Was Ihr für eine Zauberin seid!« rief *Basilette* aus. »Ihr bietet alles auf, daß man Euch gehen lassen soll, wie, es eine andere thun würde, damit man ihr nachfolgte. Und wirklich, wenn sie so sprechen könnte, wie Ihr, man würde ihr mit Freuden bis ans Ende der Welt nachfolgen. Man ist wie bezaubert; und mein Prinz, glaubt Ihr schöne Frau, sollte Euch das geringste abschlagen können? So müßte er nicht auch der gefühlvollste, der gefälligste Mann sein, so wie er der dankbarste, der liebenswürdigste, der vortrefflichste aller Männer ist. Es kann ihm das Leben kosten, schöne Frau: ich kenne ihn. Ich sehe ihn jetzt das erste mal in seinem Leben wirklich verliebt und fürchte für ihn die Folgen einer Leidenschaft, die freilich nur gar zu begreiflich und verzeihlich, allein auch ebenso heftig als unglücklich ist. Doch, es koste ihn, was es wolle, er wird sich nicht schonen, er wird Euch mit seinem ganzen Eifer dienen. Ach! wenn er sich in einen Delphin verwandeln könnte. Er würde Euch selbst an das verhaßte Ufer tragen, das Ihr dem unsrigen vorzieht, wo Ihr in der That unumschränkte Gebieterin seid. Durch Einen Blick aber wenigstens werdet Ihr ihm doch vor Eurer Abreise Euern Namen sagen!«

»Er soll ihn von mir erfahren«, versetzte *Primrose*, »wenn ich das Gelübde werde vollbracht haben, das mich bindet: wenn ich meine Pflicht werde gethan haben.«

Basilette ging, von ihrer neuen Unterredung Rechenschaft abzulegen. Wie sie die Sache mit ihren Augen betrachtete, glaubte sie von neuem Ursache zu haben, ein Triumphlied anstimmen zu dürfen. *Lionnel* unterbrach sie von Zeit zu Zeit. »Eine Zauberin? Da hast du wohl Recht. Gewiß ist sie nichts anderes. Und wenn sie alt wird, so wird sie eine — Hexe.« »So höre mich doch nur an, Prinz«, fuhr *Basilette* fort: »ich hab Euch wie einen leibhaftigen Engel abgemalt, und Ihr brummt mir da wie — wie ein alter Kater. Laßt mich doch nur ausreden!« Und sie fuhr fort.

Wie sie auf die Verwandlung in einen Delphin kam — konnt' ers nicht lassen, ihr wieder ins Wort zu fallen. »Ein herrliches Gemälde!« rief er aus. »Ich sehe mich schwimmen. Wie ich mir Mühe geben wollte, meine Schuppen spielen zu lassen! Aber, das sag ich dir, ich schwämme in die offene See mit meiner geliebten Last, und hielt nicht eher ein, als am Ziel der Wallfahrt. Geh, liebes Weibchen, spiele dein Spiel mit ihr. Sie hat mich vielleicht nicht sehr ehrerbietig genug gefunden. Nimm *du* die Schuld auf dich. Ich will wiederkommen, so furchtsam, so schüchtern wie ein Kind, aber auch so boshaft, so tückisch wie Jens, das durch mich siegen soll. Ich merke wohl, sie will verehrt, angebetet sein: gut, sie soll ihren Willen haben. Wenn ich den Respekt aus den Augen setzen kann, so verstehe ich mich auch darauf, ihn zu verschwenden. Es ist Zeit, daß ich meinem Hofstaat die Parole austheile: die Leute müssen erfahren, was sie zu thun haben. Da die schöne Pilgerin, wie es scheint, eine Kennerin ist, so müssen wie ihr Leute vorführen, die auch nicht erst seit gestern dabei sind. Die Sorge für ihre Gesundheit erfordert, daß man sie nötigt, das Bette zu verlassen. Der ganze Hof soll ihr die Aufwartung machen. Ich komme auch, und mische mich ins Gedränge. Sie muß mir's sehr nahe legen, wenn ich mich ihr besonders nähern soll. Du hast ihr ein anständiges Negligee machen lassen. Biete du es ihr in deinem Namen an, damit sie's nicht ausschlägt. Wenn sie an Tafel speisen will, so suche sie zu bewegen, daß sie mich mit einem Couvert beehrt. Ich will mich so benehmen, daß es dir keine Vorwürfe zuziehen soll. Vielleicht können wir sie nachher auch bewegen, die Zierde *meiner* Tafel zu

werden. Ich will es gewiß an nichts fehlen lassen, ich will alles anwenden, sie für mich einzunehmen, und mich gefällig zu machen. »Erhalte ich dennoch nicht, erfahre ich nicht einmal ihr verwünschtes Geheimniß, so — habe ich auf meinem Tisch zwei Schachbrette, aufgestellt und zurechtgemacht, stehen. So setze ich ihrer unerbittlichen Strenge eine kleine Grausamkeit, ihrer heuchlerischen Verstellung eine kleine Bosheit entgegen, und biete ihr Schach — und — Matt!«

Wir wollen nunmehr in der Geschwindigkeit *Primrosen* aus ihrem Bette steigen und aus den Händen der gefälligen *Basilette* das Neglige erhalten sehen, das sie nur unter der Bedingung annimmt, ihr die gemachte Auslage zu ersetzen. Wir stellen uns *Lionnel* vor, der mit einem bescheidenen Anstand, mitten unter dem auserlesenen Zirkel, der die schöne Genesende umringt, figurirt. Eine angenehme Musik, die sich aus einem nahen Zimmer hören läßt, ersetzt den Mangel einer belebten Unterhaltung. Bei den zärtlichsten Stellen scheint *Lionnel* sich den Ausdruck und die Erfindung zuzuschreiben, indem er, wie verstohlen, auf seine reizende Fremde feurige und doch furchtsame Blicke fallen läßt. Dieß ist das Gemälde der ersten Tage.

Bald trieb die schöne Genesende die Gefälligkeit soweit, daß sie dem Prinzen erlaubte, an den Mahlzeiten Theil zu nehmen, die man für sie allein zubereitet hatte. Bald wurden noch zwei Hofleute zu dieser kleinen Tafel zugelassen, wo man nur weibliche Bedienung hatte. Je zurückhaltender und bescheidener *Lionnel* ist, desto mehr Zutrauen flößt er ein. *Primrose*, die ganz durch das geschickte Spiel und die, verführerische Maske gewonnen wird, läßt sich bewegen die Honneurs der großen Tafel zu machen, wo sie mit so viel Anstand und Würde erscheint, als nur irgend eine Prinzessin von Wallis hätte zeigen können.

Ein so einziges Betragen; das sich in nichts verleugnete, in einer Lage, die für jede Abenteurerin, von welcher Art sie auch sein möchte, äußerst drückend und verräterisch hätte werden müssen, würde jedem Manne die Augen geöffnet haben, der nur irgend fähig gewesen wäre, von einem Vorurteil zurückzukommen. Bey *Lionnel*

that es gerade die entgegengesetzte Wirkung. Was ihn hätte zurückbringen sollen, führte ihn nur noch mehr irre.

»Du siehst«, sagte er zu *Basiletten*, wie lange ich schon den schmachttenden Schüler mache; und was bin ich besser dran? Sie nimmt aus ihrer Höhe, wie eine Königin, die Huldigungen und die Anbetungen an, mit denen jedermann, auf meinen Befehl, sich ihr demutsvoll naht. Nicht einen Augenblick fällt sie aus ihrem erhabenen, feierlichen Ton. Die unbegreifliche Natur in dem Spiel dieser Komödie wurde mich vergnügen, wenn es nicht zu lange dauerte: wenn ich nicht eine gar zu armselige Rolle dabei spielte: wenn ich mich nicht mit solcher Begierde nach der Entwicklung sehnte. Doch du kommst ihr ja nicht von der Seite. Was macht sie, wenn sie allein in ihrem Zimmer ist?«

»Sie betet, Prinz, und zwar stundenlang, mit einer Andacht, die Euch selbst anstecken würde. Sie geht oft allein auf der Terrasse spazieren, die gleich vor ihrem Zimmer liegt. Dahin mag ich ihr doch nicht folgen: ich vermute aber, daß sie es thut, frische Luft zu schöpfen; und ihren Körper durch Bewegung zu stärken.«

»Sie spricht niemals von mir?«

»Sie hört mir vielem Wohlgefallen zu, wenn man Euch lobt: lobt Euch selbst sehr oft, und segnet Euch noch öfter.«

»Such sie doch aus die Idee zu bringen, einmal in einer Kalesche in meinen Gärten spazieren zu fahren. Ich will den Kutscher machen.«

»Gut ich will ihr den Vorschlag thun: doch Ihr habt ein sicheres Mittel, sie zu mancherlei Gefälligkeiten zu bewegen, daß sie wohl endlich selbst mit auf den Fischfang geht. Ihr dürft ihr nur selbst nachdrücklich beteuern, daß zwar vor der Hand keine sichere Gelegenheit da wäre, sie an den Ort ihrer Bestimmung zu bringen, daß Ihr aber ausdrücklich ein Kriegsschiff ausrüsten lassen wolltet, das sie gegen die Gefahr von Corsaren und Räufern, die von Zeit zu Zeit die Küste unsicher machten, schützen solle. Dieses Versprechen wird einen großen Eindruck auf sie machen und kann Euch eben nicht mehr kosten, als so manches andere, das Ihr niemals zu halten gedenkt.«

»*Lionnel* befolgt den Rath seiner Vertrauten pünktlich. *Primrose* steigt in die Kalesche: die Zerstreungen und Belustigungen werden täglich abwechselnder. *Sybille* schließt sich von nichts aus, ohne sich von irgend etwas einnehmen und hinreisen zu lassen. Sie zeigt weder üble Laune, noch Ungeduld, noch Furcht. Ergreift *Lionnel* eine Gelegenheit mit ihr zu sprechen, und der Gegenstand ist gleichgültig, so antwortet sie mit einer anständigen Freimütigkeit; ist es eine Schmeichelei, so sucht sie dieselbe bescheiden von sich abzulehnen. Läßt sich ein Funke von dem Feuer blicken, von dem der Prinz, wie er sagt, verzehrt wird, so wird er gleich durch Zurückhaltung, Kaltsinn und Stillschweigen erstickt. Eine so vorsichtige, kluge Ausführung vonseiten einer ganz unbekanntenen Person würde hinreichend gewesen sein, jedem andern, als dem Prinzen von Wallis eine hohe Meinung von ihr beizubringen. Bei ihm aber diene alles nur, seine Leidenschaft und sein hartnäckiges Vorurteil zu nähren. Er kam von solchen Tété-à-Tété immer rasender vor Liebe und immer verblendeter.

»Sie ist ein kleines Ungeheuer von Stolz«, sagte er zu *Basiletten*, »die mich durchaus zu ihren Füßen kriechen sehen will. Sie ist ein Eiszapfen, der nach der Form eines Engels gebildet und mit dem Glanz des Regenbogens geschmückt ist. Wenn sie mich doch auch zu Eis machte, so aber candirt sie mich nur. Sie scheint ihre Ueberlegenheit so zu fühlen; sie muß von Jugend aus gewohnt sein, die ganze Welt um sich her zu Narren zu machen. Aber ich will doch mit ihren Ranken fertig werden! Hast du *Bannistock* rufen lassen, den Directeur der Gaucklerbande, die in *Cardigam* Affen auf dem Seite tanzen läßt, und Trauerspiele von zehn Akten aufführt?«

»Er ist Euch ganz ergeben«, antwortete *Basilette*. »Es versteht sich, daß Ihr die Kosten der Dekoration und der Kleider tragt.«

»Ich will ein wenig boshaft werden, meine Gute: allein sie zwingt mich dazu. Ich will nicht umsonst vor den Augen der Welt das Spielzeug einer Glücksritterin, einer hochfliegenden Gauklerin gewesen sein — denn Prinzessin ist sie doch in keinem andern Sinn, als in diesem. Ich habe für sie, und ich gesteh es, vielleicht nur zu natürlich, den Aufmerksamen, den Prächtigen den Verliebten, den

göttlichen, bis zur Blödsinnigkeit gespielt. Indeß, ehe ich andere Personen auf die Scene bringen kann, ist die einzige Rolle, die mir noch zu versuchen übrig ist, die Rolle des Verzweifelten. Ich kann nun nicht anders, ich muß mich wohl entschließen. Ich werde vor Sehnsucht krank. Bleibt sie auch dabei unempfindlich, so wirst du mir verzeihen, *Basilette*, wenn ich dann, und zwar aus der Stelle aller Schonung und Barmherzigkeit entsage.«

O Perle der Schönheiten von Armorika, liebenswürdige *Primrose*! Du argwohntest nichts von der Verrätherei, die dir im Dunkeln ihre Netze legte. Beruhigt durch das Versprechen, ein bewehrtes Schiff zur Begleitung zu bekommen, hattest du dich schon mit Stoffen und Tüchern zu den nothwendigen Kleidern für deine Verkleidung versehen. Was für ein Grund hält dich ab, die Scheere hervorzunehmen? Auch hier erkenne ich die Spur deiner Vorsicht.

Wenn das Versprechen, dir ein Schiff zu geben, ein bloßer Betrug wäre, wenn man dich wider deinen Willen zurückzuhalten suchte, so würdest du von neuem eine Leiter brauchen. Die Stoffe, die du eingekauft hast, könnten im Nothfall recht gute Dienste leisten.

Noch hattest du, vermöge deines Charakters, bis jetzt auch nicht einen Schritt gethan, dich auf nichts eingelassen, ohne die Augen bei allem zu haben, und beständig Beobachtungen anzustellen. Man glaubte, du wärst mit nichts, als mit frohen Erwartungen des Schiffs, mit dem Anblick der Gebäude, und der Gegend und der Verschönerungen umher, an deren Lob du nicht ermüdetest, beschäftigt, als du sehr ernsthaft auf Mittel und Wege sannst, zur heimlichen Treppe zu kommen. Nach deinen Beobachtungen hattest du bereits drey verschiedene Plane zur Flucht entworfen. Ich wünsche dir Glück, daß du dich nicht vergessen hast, denn die Schlingen umgeben dich auf allen Seiten, und eben erscheint die große Triebfeder der ganzen Maschine auf der Scene. *Basilette* kommt weinend und schluchzend mit einem großen Schnupftuch in der Hand, herein, und wirft sich auf einen Stuhl.

»Ach, mein armer Prinz!«

»Was ist ihm begegnet?« fragt *Primrose* mit dem wahren Ton der Teilnahme und der Besorgnis.«

»Reist ab, schöne Unbekannte, reist ab, ehe wir das Unglück haben, ihn zu verlieren. Man würde Euch seinen Tod schuld geben, und Eure Reize würden Euch nicht gegen die Folgen des Schmerzes eines ganzen Volks sichern, das Euch anklagen würde, einen reizenden Helden, seinen Liebling, gemordet zu haben.«

Primrose fühlte eine wirkliche Unruhe. »Ist er in Lebensgefahr?« — »Jawohl ist er's. Seit einigen Tagen drückt ihn der Kummer sichtbar zu Boden. Er klagt nicht, — dazu ist er viel zu gut — aber er fällt aus einer Ohnmacht in die andere. Und eben ißt, da ich mit Euch spreche, sind die Ärzte um ihn beschäftigt. Man hat einen Boten mit der traurigen Nachricht nach *Cardigam* geschickt. Dort wird alles in Aufruhr geraten.

Sybille lag eben im Bette. Sie verläßt es in größter Eil, wirft einen Mantel um, stützt sich auf *Basilettens* Arm, und läßt sich in *Lionnels* Zimmer führen.

Die Schöne wurde hier erwartet. Auf einem *Gueridon* standen ein paar Schalen voll schwarzen, verbrannten Bluts, und auf einer langen Tafel Arzneigläser, Pulver und Schachteln aller Art. *Lionnel* liegt ganz bleich auf seinem Bette. Zwei Ärzte stehen mit finstrer Stirne an seinem Kopfkissen. Die Hofleute stehen schweigend und mit niedergeschlagenen Augen am Eingange des Zimmers, und die Bedienten gehen mit bestürzten, verstörten Mienen hinaus.

Das Herz der gefühlvollen Fremden kann diesem Schauspiel nicht widerstehen. Empfindungen erwachen, die man zum Theil in ihren Augen lesen kann. Wie sie sich nähert, sagt einer von den beiden *Aeskulapen* mit leiser und trauriger Stimme zu ihr: »Last ihn nicht zu viel sprechen, edle Frau!« Sie tritt heran, beugt sich ganz tief über das Kopfkissen des vorgeblich sterbenden her, ergreift seine Hand, und drückt sie mit Zärtlichkeit.

»Erkennt Ihr mich, Prinz?«

»Ja«, erwidert *Lionnel* mit schwacher, unterbrochener Stimme; »ich sehe meine angebetete Göttin, meine liebe, grausame Feindin.«

»Ich, Eure Feindin?«

»Wenn Ihr es nicht seid, so gebt mir den Beweis davon durch

einen einzigen Zug von Vertrauen. Laßt mich wenigstens den Namen, derjenigen mit ins Grab nehmen, deren Strenge mich so bald hinabzusteigen nötigt.«

»Ach, Prinz, über was für eine wirkliche Strenge könnt Ihr billiger Weise klagen? Was begehrt Ihr von mir? Schont meine Ehre und meine Pflicht, übrigens befiehlt nur Ihr werdet nichts als Bereitwilligkeit und Ergebung in mir finden. Ich scheue mich nicht, im Angesicht von Himmel und Erde zu gestehen, daß ein tugendhaftes, aber sehr zärtliches Interesse mich an Euch bindet. *Lionnel* lebe! ja, ich wiederhole es, er lebe, und die zärtliche . . . beinahe wäre ihr Name ihren Lippen entgangen) »wird sich nicht begnügen, die heißesten Wünsche für ihn zum Himmel zu schicken. Sie wird diese Wohltat jedem Tag von neuem dem danken, der unsere Schicksale in seiner Hand hat. Eine Wohltat, die sie nicht mehr rühren könnte, wenn sie ihr selbst widerfahren wäre. Ja, und sobald nur der heilige Eidschwur sie nicht länger zum Stillschweigen verbindet, wird sie sich nicht nur ein Geschäfte machen, die Wohltaten, die Güte, mit der man sie überhäuft hat, die Gnade, die man ihr erwiesen hat, zu rühmen, sie wird, sich eine Ehre daraus machen, öffentlich vor den Augen und Ohren der Welt den Geschenken und Gaben des Himmels und der Natur, den heroischen Tugenden, die sie an ihrem erhabenen, großmütigen Beschützer, dem Prinzen von Wallis, bemerkt, bewundert und geliebt hat, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Diese Tirade, die mit dem Ton der Wahrheit und Begeisterung vorgetragen wurde, machte wirklich einigen Eindruck auf die Schauspieler der tragischen Scene, die *Lionnel* aufführte. Alle senkten den Blick zur Erde, nachdem sie vorher einander mit Erstaunen angesehen hatten.

Lionnel, der durch alles das nicht im geringsten in seinem Vorsatz wankend gemacht wurde, verheißt seinen Verdruß und Aerger, und zeigt äußerlich nichts von der geheimen Leidenschaft, die in ihm tobt. »Ihr wollt also nicht«, sagte er mit schwacher Stimme, schöne Ungenannte, daß der unglückliche *Lionnel* sterben soll? Euer Wille ist ein Gesetz für ihn. Gern läßt er sich alle Mühe gefallen, die man

anwenden mag, ihn in's Leben zurückzubringen. Möchte die Natur ihren Beistand nicht versagen, und Euch eben so folgsam sein, als sein Herz!«

Diese letzten Worte, die er mit schwacher Stimme aussprach, kündigten das Ende des Besuchs an. Die unruhige *Sybille* ging in ihr Zimmer zurück.

Der Aufruhr in ihrer Seele leuchtet aus ihren Augen und dem ganzen Charakter ihrer Physionomie. Die verschmitzte *Basilette* weicht nicht von ihr, und sucht diese Stimmung zu benutzen.

Bald locken die häufigen und verstellten Thränen dieser gefährlichen Person auch aus den Augen der gefühlvollen *Primrose* zärtliche Thränen des Mitleids.

»Ah! ich dachte es gleich, schöne Frau«, sagte die verstellte Betrübte, »daß Ihr ein Herz hättet. Nein, nein, Ihr werdet unsern liebenswürdigen Herrn nicht sterben lassen. Ihr werdet — Ihr könnt nicht so grausam sein.«

»Aber, liebe *Basilette*, was kann ich dabei thun, wenn anders der lebhafteste und zärtlichste Anteil, den ich an seinem Leben nehme, ihn nicht bewegt, sich es länger zu fristen?«

»Aber, mein Gott, schöne Frau, nichts ist leichter zu begreifen. Ihr legt diesen zärtlichen Anteil nicht deutlich genug an den Tag. Wenn man jemand das Leben damit retten kann, so ist es ja wohl erlaubt, etwas weniger zurückhaltend zu sein. Da Ihr ihm sagtet: »Lebt, *Lionnel!*« warum schlangt Ihr diese schönen Arme nicht um seinen Hals? Was hattet Ihr in dem Zustand von Schwäche, in dem er sich befindet, zu fürchten? Ihr habt eine schöne Gelegenheit versäumt, ihn uns allen wiederzuschicken. Doch vielleicht läßt es sich noch einbringen. Noch ist nichts verloren, schöne Frau; ich bin überzeugt, er wird leben, wenn Ihr mir erlaubt, daß ich hingehen und ihm sagen darf, daß Ihr für ihn leben wollt.«

»Halt, halt, *Basilette!* Die Sache ist zu wichtig, als daß ich sie mit andern, als meinen eigenen Worten sollte vortragen lassen. Sagt ihm, im Notfall würde ich mein eigen Leben wagen, wenn ich das seinige damit retten könnte. Das ist wahrlich nicht wenig, denn ich bin nicht meiner selbst mächtig, durch meinen Tod würde ich noch

einer andern Person das Leben rauben. Verschweigt dem Prinzen *Lionnel* nicht, daß — *nach* meiner Pflicht, deren Andenken nichts in mir ersticken kann — ich mir's zur Ehre, zum Ruhm rechnen würde, ihn mehr als jeden andern Mann auf der ganzen Erde zu lieben. Doch verbinde ich damit die Bedingung, durch einen letzten Beweis seiner Wohltätigkeit von dem Unglück befreit zu werden, uns beide vergeblicher Weise zu quälen, da ich durch meinen hiesigen Aufenthalt eine Leidenschaft nähre, die sein und mein Verderben nach sich ziehen kann.«

Basilette ging aus *Sybillens* in *Lionnels* Zimmer. In ihrem Bericht lag eine überredende Kraft, welche die Unerbittlichkeit selbst erweicht haben würde. Nur gegen diesen übermäßigen, beleidigten Stolz, gegen diesen über alle Grenzen getriebenen Eigensinn ist alles umsonst.

»In allem, was du mir da sagst, gute *Basilette*, finde ich nichts, als leere, eitle Worte. Denn in der Ausübung versagt sie auch die geringste Kleinigkeit. Ich habe endlich seit langer Zeit gelernt, mein Spiel mit Ehre und Tugend zu treiben, versteht sich in dem Sinn, wie diese listige Schöne sie anwendet. Man verliert das Recht nicht, auf den Besitz dieser prächtig klingenden Titel Anspruch zu machen, wenn man sich *mir* ergibt, und das ist schon ein großer Triumph, dem Prinzen *Lionnel* so lange widerstanden zu haben. Ich bin des Spiels, das sie mit mir treibt, höchst überdrüssig: denn sieh nur, *Basilette*, so wie ich mich herablasse, so erhebt man sich zu mir, ja gar über mich. Sie macht auf unumschränkte Gewalt Anspruch. Ich soll Befehl zu ihrer . . . Abreise geben . . . Nein, mit meinem Planen verträgt sich diese Forderung schlecht. Indessen muß ich mich doch stellen, als wenn ich die Plane meiner Tyrannin beförderte. Ich setze noch einen Termin von acht Tagen: du kannst ihr's sagen. Bis dahin leite ich Begebenheiten ein, deren Erfolg vielleicht den Ideen eine andere Wendung geben kann. Derweile aber langweile ich mich hier in meinem Bette wie in einer Gesellschaft deutscher Professoren, und fürchte mich, wenn ich vergesse, daß alle diese Arzneigläser und Schachteln nur zum Schein dastehen. Und doch muß ich hier noch einen zweiten Besuch von meiner Grausamen erwarten. Ich

will nicht eher aufstehen, als bis ihre Stimme mich dazu einladet.«

Wir eilen schnell über diese vorhergesehenen Auftritte weg. *Primrose* besucht den Kranken. Er läßt sich bereden, einen Versuch zu machen, und sich an die freie Luft zu wagen. Er setzt sich sogar an die Tafel, ohne jedoch von den aufgetragenen Speisen etwas zu genießen. In seinem Betragen wird er immer vorsichtiger, zurückhaltender, einsilbiger, ohne deshalb weniger Aufmerksamkeit zu bezeigen. So vergehen einige Tage, in diesem mattherzigen, schleichenden Einerlei. Auf einmal aber läßt sich der lärmende Ton eines Horns im Hofe des Palasts hören, und verändert die Scene. Der Zwerg des Palastes ist es, der sich hören läßt, und die Ankunft eines fremden Ritters nebst seinem Schildknappen verkündet. Der Knappe meldet seinen Herrn, Clarence von England, der sich ein paar Augenblicke drauf selbst zeigt.

Er war nach *Cardigam* gekommen, und hatte dort von der bedeutenden Unpäßlichkeit *Lionnels* gehört. Er besucht ihn nun, um ihm selbst seinen freundschaftlichen Anteil zu bezeigen.

Der Prinz von Wallis gibt sich das Ansehen, als suche er mit Gewalt Herr über das Uebel zu werden, das ihn niederdrücke, um bei der Anwesenheit eines Gastes von solcher Bedeutung selbst die Honneurs seines Hauses zu machen. Er stellt ihn *Sybillen* vor, und erzählt mit wenig Worten ihre traurigen Begebenheiten. Der geistreiche und höfliche Clarence thut, als wäre er, schon durch das öffentliche Gerücht davon benachrichtigt, und äußert sein Vergnügen, persönlich seine Ehrerbietung einer Dame bezeigen zu können, die weniger durch ihre Unglücksfälle, als durch ihre Schönheit und Tugenden im ganzen Walliserlande allgemein berühmt sei.

Man setzte sich zur Tafel. *Primrose* saß zwischen dem neu angekommenen Gast und *Lionnel*. So viel als möglich der Schwäche ihres Wohltäters zu schonen, bietet sie alles auf, die Unterhaltung zu beleben, und macht auf gewisse Weise die Honneurs der Tafel.

Clarence erwiedert ihre Aufmerksamkeit wie ein Mann, der die Welt kennt. Er mag von fremden Höfen, oder vom englischen Hof sprechen, allenthalben findet er Gelegenheit, die reizende Fremde,

welche die Zierde des Palastes von *St. David* ist, mit Lobeserhebungen und feinen Schmeicheleien zu überschütten. Die Schönheiten von England, ja von ganz Europa werden ihr aufgeopfert.

Bei diesen etwas starken und wiederholten Lobeserhebungen schlägt die bescheidene *Sybille* die Augen nieder erröthet, und läßt einen Gegenstand der Unterhaltung fallen, dessen Fortsetzung sie in neue Verlegenheit setzen könnte.

Am folgenden Tags verdoppeln sich die ehrerbietigen Attentionen des Ritters *Clarence*: den dritten Tag werden sie noch in die Augen fallender; so daß er endlich einen Augenblick benutzt, wo die vorgebliche Unspäßlichkeit *Lionnels* ihn nöthigt, sich zu entfernen, und der schönen Ungenannten eine förmliche Liebeserklärung, zwar in sehr bescheidenen, aber doch bestimmten Ausdrücken macht.

Sie hatte nicht die Zeit darauf zu antworten: sie stellte sich sogar, als habe sie ihn nicht verstanden. Dem ohngeachtet war sie in nicht geringer Verlegenheit deshalb. Sie sah eine neue Verfolgung vor Augen, und vielleicht die traurigen Folgen einer thörigten Rivalität ohne einen wirklichen Gegenstand.

Sie war eben in diese Betrachtungen vertieft, als der Schall eines andern Horns im Hofe des Palastes ertönte, und die Ankunft des Ritters *Mackenfall* aus Irland verkündigte.

Man saß eben bei Tafel, und der fürchterliche Irrländer bekam seinen Platz der liebenswürdigen *Primrose* gerade gegen über. Ich nenne ihn *fürchterlich*. Er war es durch den dichtesten, struppichsten Knebelbart, der je eine irrländische physionomie beschattete. Eine ungeheure, geplätschte Nase hob sich über ihm in die Höhe, und war von zwei wilden Augen begleitet, die aussahen, als ob sie jeden Augenblick aus dem Kopfe springen wollten.

Von Zeit zu Zeit fiel dieser abscheuliche Blick auf die schöne Unbekannte. Er war nachdenkend, und es schien als wenn er einer dunkeln Erinnerung nachginge. Bald sah er sie mir einer Miene an, wie man eine bekannte Person ansieht.

Soviel war nicht nöthig, die argwöhnische *Primrose* in Unruhe zu bringen. O, unglückliche *Sybille*! sollte durch ein fatales Ungefähr

dich dieser Fremde kennen? Du hast ihn niemals gesehen; allein er kann aus Frankreich kommen, wo sich das Gerücht von deiner Flucht vielleicht schon verbreitet hat. Vielleicht kommt er gar aus Bretagne. Schrecken ergreift sie. Sie erblaßt, dann steigt eine Röthe ihr ins Gesicht, und bedeckt es mit dem lebhaftesten Inkarnat. Die ganze Gesellschaft bemerkt ihre schnelle Verwandlung und ihre Unruhe. *Mackenfall* freut sich innerlich über die Angst, die er verursacht, und sucht sie dadurch zu vermehren, daß er mit Affektation und verstohlen gegen die junge Fremde lächelt, die den Kopf seitwärts wendet, um nur seinen verhaßten Blicken zu entgehen, und das Unmögliche versucht, ihre Verlegenheit und Furcht zu verbergen.

»Beunruhigt Euch nicht, Prinzessin!« sagt der grausame Irrländer. »Ich weiß »meine Bekannten zu schonen. Ihr habt Euer irrendes Schicksal dem Meer anvertraut: es hat Euch hierher gebracht, wo Ihr recht gut aufgehoben zu sein scheint. Doch wenn es Euch beliebt, hier ferner incognito zu bleiben, so werde ich gewiß einen Plan nicht stören, dem Ihr ohne Zweifel zum größten Vortheil Eurer Affairen diese Wendung gegeben habt. Ihr habt nur ein kleines Fahrzeug verloren: ohne Zweifel beschäftigt Ihr Euch hier mit einer vortheilhaftern Ausrüstung. Von dem Augenblick an mache ich mit Euch gemeinschaftliche Sache, und Ihr könnt aus die Discretion Eures ergebenden *Mackenfall* rechnen.«

»Ich kenne Euch nicht«, versetzte Primrose, mit bescheidener Zuversicht. Hatte gleich der Anfang von der Rede des Irrländers sie in einige Unruhe versetzt, so bewieß ihr doch die weitere Folge unumstößlich, daß sie und ihre wahre Geschichte ihm gänzlich unbekannt waren.

»Wenigstens«, fuhr der Irrländer fort, hättet Ihr sagen sollen: ich kenne Euch nicht mehr. »Ihr seid also so gütig, einige Gefälligkeiten die Ihr mir erzeiget, zu vergessen, obgleich der Tag, wo das geschah, eben noch nicht mächtig lang vorbei ist. Ihr sprecht mich also dadurch von der Dankbarkeit frei. Das Betragen ist edel, Eurer ganz würdig.«

»Ich Euch Gefälligkeiten erzeiget?« erwiderte die schöne

Unbekannte mit dem festen und edlen Ton *Sybillens von Primrose*. Von ihren Lippen und aus ihren Augen sprach Unwille und Verachtung.

»Ei nun, wenn Ihr's nicht Wort haben wollt, so mag's drum sein«, versetzte *Mackenfall*. »Freilich verdiente ich nicht, die Bekanntschaft, noch weniger des vertrauten Umgangs der feierlichen, erhabenen *Margaretha* zu genießen, dieses«Wunder von *Beaucaire*, die auf der letzten Messe allen Pilgern so viel Andacht und Verehrung für die Mysterien eingeflößt hat.«

»Herr Ritter«, sagte *Sybille* mit kaltem Tone, nachdem sie sich nun mehr ganz wieder erholt hatte. »Ihr seid durchaus aus falschem Wege, und Ihr könnt nur anderswo hingehen, wenn Ihr die Verbindungen mit Eurer *Margaretha* erneuern wollt.«

»Ich werde nicht weiter gehen, Abgöttin unserer Gaukelbuden in *Beaucaire!*« fuhr der Irländer mit einem spöttischen Pathos fort. »Mein Ton kann Euch ein wenig beleidigt haben. Doch Ihr wißt, in Aussöhnungen habe ich meine Stärke, und wenn Eure Zeit hier um ist — Ihr habt Euch doch nicht länger bis künftigen Julius verdungen — so erbiere ich mich, Euch im Triumph nach *Beaucaire* zurückzubringen. Mein Knappe *Carsilarz* soll Euch hinter sich auf das Pferd nehmen.«

»Ihr werdet wohlthun, Ritter, wenn Ihr Euch allein auf der Messe zeigt. Ihr seid nicht klug im Kopfe . . . «

»Und ihr eine Landstreicherin, eine Marktschreierin in der ganzen Bedeutung des Worts. Das behaupte ich. Hier liegt mein Handschuh! Wer wagt's, ihn aufzuheben.«

»Das thu ich, ungeschlachter Irre!« erwiderte *Clarence*. Ich erkläre dich hiermit für einen plumpen und frechen Lügner. Prinz!« setzte der Ritter aus England hinzu, wobei er sich gegen *Lionnel* wendete, »meine Geschäfte nötigen mich, Euren Hof bald zu verlassen. Öffnet uns also morgen früh den Kampfplatz, Ihr seht, wie man in Eurer Gegenwart die Tugend in der schönsten Zierde des Geschlechts beleidigte, das wir bei jeder Gelegenheit zu verteidigen geschworen haben. Seid eben so eifrig und bereit als ich es bin, ihr die vollkommenste Rache und Genugthuung zu verschaffen!«

»*Clarence*«, antwortete *Mackenfall*, indem er seinen mächtigen Knebelbart streicht, »Ihr seid nicht der erste junge Mensch, der sich aus Liebe zu den Damen von dieser erhabenen Abkunft ins Verderben stürzt. Auf Morgen also, auf Morgen!« Der Unhold wirft einen seiner schrecklichen Blicke auf den jungen Ritter, und entfernt sich.

Clarence wirft sich zu Sybillens Füßen, die durch den letzten Austritt wie betäubt und erstarrt da saß; »Ich thu das Gelübde, schöne Unbekannte, sagte er, mein Blut bis auf den letzten Tropfen zu vergießen, Eure gekränkte Tugend zu rächen.« Mit diesen Worten ergreift er ein Schnupftuch, das eben den Händen der schönen Beleidigten entfallen war. »Dieses Pfand«, rief er aus, diene mir zur Schärpe im Kampf, und sei morgen dem ganzen Walliserlande ein Beweis von der Ehre, die Ihr mir erzeigt, daß Ihr mich zu Eurem Ritter macht.«

»Ach schöne Frau«, ließ sich nunmehr auch *Lionnel* hören, »das geringe Vertrauen in meine Kräfte wehrt mir, dem tapferen *Clarence* die Ehre streitig zu machen, mit der er sich bald krönen wird, Meine Verzweiflung könnt Ihr Euch denken.«

»Prinz! und Ihr, Ritter aus England«, antwortete *Primrose*, Euer Eifer verbindet mich unendlich: doch muß ich Euch gestehen, daß ich mich unmöglich durch Reden beleidigt finden kann, die nicht an mich gerichtet waren. Die Marktschreyerinn *Margarethe* mag sich darüber beschweren.«

»Wärt Ihr nicht fremd und unbekannt, schöne Frau«, versetzte *Lionnel*, »so könnte man vielleicht einen Ausweg finden, den »Zweikampf zu vermeiden. Die Ritter meines Hofes würden, den Gesetzen des Ordens zufolge, den *Mackenfall* nötigen, sich zu Euren Füßen zu werfen, und seinen groben Irrtum zu gestehen. Nennt Euch, schöne Frau, nennt den Nahmen der, welcher wir mit unserm ganzen Muth zu dienen bereit sind, und . . . «

»Nicht weiter, wenn ich bitten darf, Prinz. Ich bin nicht jene *Margarethe*, von der er spricht, darauf gebe ich Euch mein Wort. Das muß Euch genug sein, oder ich muß glauben, mich bis jetzt in Euren Absichten, und der Achtung, die Ihr mir erzeigt, getäuscht

haben. Ich habe anderwärts, und zwar mit dem heiligsten unverletzlichsten Eide versprochen, mich nicht eher zu nennen, als bis mein Gelübde erfüllt sein wird.«

»So müssen wir denn das Glück der Waffen versuchen. Geht *Clarence*, und ruht Euch aus. Mein Herold soll Euch den Kampfplatz bereiten lassen. Ich selbst kann nicht Euer Richter sein. Ich bin zu sehr für die Sache eingenommen, deren Güte und Gerechtigkeit Ihr verteidigen wollt. Nach diesen Worten schien es, als wandle dem Prinzen eine neue Schwäche an. Er entfernte sich, gestützt auf die Arme seiner Knappen.

Primrose ging in ihr Zimmer und hatte sich noch wenig von den mancherlei Unruhen erholt, die sie Schlag auf Schlag bestürmt hatten. Hier saß sie eine Weile in Betrachtungen vertieft, als sich *Basilette* unter dem Vorwande des Dienstes ihr näherte, und sie wider ihren Willen in ein Gespräch zog.

»Ihr sinnt nach, schöne Frau. Ihr habt Ursache. Es ist doch ein edles, ein schönes Ding um einen ritterlichen Zweikampf. Man spielt da in einem blutigen *Gerade oder Ungerade?* um unsre Ehre. Gott seist gedankt, noch niemand hat die meinige angegriffen, er würde mir auch nicht wohl zu Muthe sein, und wenn ich sie auch auf der Lanzenspitze *Tirans des Weissen* schweben sähe. Mein Prinz hat mir hundertmal gesagt, und er versteht das ganze Ritterwesen, wie ich mein Paternoster. An alle dem Unheil ist nun Euer verwünschtes Geheimnis Schuld. Meines Wissens seid Ihr die erste, die sich auf ein so seltsames Gelübde eingelassen hat, und Ihr werdet schon sehen, was für nachtheilige Folgen es noch weiter für Euch haben wird. In den meisten Fällen schwatzen wir Frauenzimmer, wie es uns in den Mund kommt, das weiß die Welt und niemand fordert daher strenge Verschwiegenheit. In einer Lage vollends, wie die gegenwärtige, ist Stillschweigen weit gefährlicher als Plaudern. Man will drei Worte von Euch wissen, das ist doch wenig genug. Nenne den Nahmen Eures Landes, Eurer Familie, und den Eurigen. Aue meinen Ohren geht dieses Geständnis gleich in die Ohren des Prinzen über, ohne sonst einen Umweg zu nehmen, und wir haben das Vergnügen, den irrländischen Bär wie ein zahmes Lamm zu

Euren Füßen liegen zu sehen.«

»Quält mich nicht länger, Basilette, in der Absicht, mir mein Geheimnis auszupressen. Da mein Gelübde mich zwingt, es sogar dem Prinzen *Lionnel* zu versagen, so edel und großmütig auch sein Verfahren gegen mich ist, so werde ich es gewiß noch weit weniger einer andern Person entdecken.«

»In dem Fall werdet Ihr wohlthun, Euch zu Bette zu legen, um morgen zu rechter Zeit fertig zu sein.«

»Und warum das? *Basilette*?«

»Warum? um einer sehr unangenehmen Sache wegen. Zeuge von einer blutigen Schlägerei zu sein, die einzig die Ungewissheit Eures Standes veranlaßt. Das Ja oder Nein Eurer Tugend soll dadurch entschieden werden. Sie haben sich ja herausgefordert, wie ein paar wilde Thiere. Mein Gott, die Haare stehen mir zu Berge, wenn ich daran denke. Denke an mich, einer von den beiden Streitern bleibt auf dem Platze. Sind die Lanzen gebrochen, die Schwester stumpf, so greifen sie zu den Dolchen. Das ist die Verabredung. Bedenkt nun auch, in was für eine Verzweiflung alle die, die Euch hier lieben, geraten müssen, wenn morgen früh durch das Loos der Waffen bewiesen und entschieden würde, daß Ihr die Margrete dieses Ungeheuers *Mackenfall* wärt, wenn niemand ihn wehren könnte, Euch auf dem Pferde seines tölpelhaften Knappen mit sich davon zu schleppen. Seht, schöne Frau, ich zittre, es überläuft mich eine Gänsehaut. Und vielleicht kann es gar Eurem schönen Ritter das Leben kosten.«

»*Basilette*, ziehe die Vorhänge zu. Ich bin Euch sehr für Euren Rat und Eure Furcht verbunden: wenn ich aber einem Rath folgen soll, so darf er von niemand als von meiner Ehre und von mir selbst kommen.«

Basilette entfernte sich, wie man denken kann, nicht wenig empfindlich. Sie hatte schon so viele Weiber auf den Punkt gebracht, wohin sie sie hatte bringen wollen; an dieser war Mühe und alles verloren. »Ein stählernes Herz«, sagte sie, »eine eiserne Stirne! Sollte sie sich ja noch mit meinem Herrn verstehen, es müßte eine Masse von Troztköpfen herauskommen, vor denen sich die ganze

Welt biegen müßte.«

»Kaum beleuchtete der erste Strahl des Tages die Mauern des Palastes von St. David, als schon alles in demselben in Bewegung war, einen Platz im Garten zu ebnen, und die Schranken rings umher aufzustellen, genau nach der Vorschrift des Kampfrichters. Zelte, Pavillons, alles, was bei solchen Gelegenheiten nötig ist, wird herbeigebracht und in Ordnung gesetzt. Die Streiter werden durch die gewählten Pathen in die Schranken geführt und bewaffnet. Die Richter stehen an der Vorderseite des Platzes.

Ein Balcon, der zum Theil aus der Terrasse besteht, die an *Primrosens* Zimmer stößt, ist zum Empfang der schönen Beleidigten bereitet, der *Lionnel* den Arm bietet, sie zu führen. Das Schmettern der kriegerischen Trompeten steigt schon hoch in die Lüfte.

»Kommt, schöne Frau«, sagt *Lionnel*, »flößt durch Eure Gegenwert dem Ritter Muth ein, der die Rettung Eurer Ehre über sich genommen hat!«

»Prinz, Ihr seht mich in Verzweiflung über die Anstalten, die man hier macht, und über die Scene, die sie vorbereiten. Alle Lanzen in der Welt können mich nicht zu der Margaretha machen, deren Ehre so heftig beleidigt ist. So lange ich, die bleibe, die ich bin, wird meine Ehre immer über Beleidigungen von der Art erhaben bleiben, die man sich hier zu züchtigen vornimmt.«

»Ihr seid unerbittlich, schönes Kind. Ihr wollt Euch über Gesetze und Herkommen hinwegsetzen. Und doch müssen wir Fürsten selbst ihnen gehorchen.« Mit diesen Worten ergriff er ihre Hand, und zog sie mehr, als er sie führte, nach dem für sie bereiteten Balcon, der so verschlossen war, daß ihr alle Hoffnung benommen blieb, sich wieder Zurückziehen zu können. Und *Lionnel* verlor sich im Gedränge der Zuschauer.

Schon hatte —, nachdem die hergebrachten Ceremonien vorbei waren — Mackenfall dreimal mit lauter Stimme wiederholt, das Frauenzimmer, das auf dem Balcon säße, sei die bekannte Margaretha von Beaucaire, die wegen ihrer Talente so berühmt, und wegen ihrer freien Lebensart so berüchtigt wäre.

Schon hatte Clarence, (der seine etwas schwache Stimme

anstrengte,) ihn von neuem dreimal der Lüge bezichtigt.

Nach der wiederholten Ausforderung sprengen die Kämpfer von den entgegen gesetzten Schranken aufeinander los, begegnen sich mitten auf der Bahn, treffen sich, und Clarence wird für tot auf die Erde gestreckt. Einen Augenblick drauf ist die Erde mit seinem Blute benetzt.

Ein allgemeines Geschrei, das Schmerz und Betrübniß ausdrückt, erhebt sich aus den Fenstern des Palastes und von allen Seiten der Schranken, und erstickt den Klang der Trompeten und Waldhörner, die den Sieg des wilden Irländers verherrlichen. Die Stimme der Weiber Sybillens mischt sich unter dieß Klagegeschrei, und wiederholt in ihre Ohren: »Ach, unsere arme Gebieterin! Sie ist ohne Rettung entehrt!«

Der Anblick eines Mannes der sich für sie aufgeopfert, schmerzt *Sybillen* tief in der Seele. Wie sie sagen hört, ihre Ehre sei verloren, ergreift sie der heftigste Unwille, und erhält ihre Kräfte. Sie gibt kein Zeichen von Unruhe oder Schwäche, das einzige Verlangen, das sie äußert, ist, daß man dem Unglücklichen, dessen Mut das Glück der Waffen so schlecht belohnt hat, zu Hilfe eilen möge.

»Laß mich«, sagte sie zu Basiletten. Seht diesen unglücklichen Engländer. Dieß ist der wahre und einzige Gegenstand Eures und meines Mitleidens. Ist es mir erlaubt, Euch um etwas zu bitten, so eilt in meinem Namen, und tröstet ihn, und helft ihm, wo möglich.« *Basilette* gehorchte ohne Widerrede.

Unterdessen durchläuft der wilde Mackenfall das ganze Schlachtfeld mit einem triumphierenden Blick, und muntert die Trompeten auf, durch ihr Schmettern seinen Sieg zu feiern. Er läßt sein Roß unter dem Balcon *Primrosens* herumtummeln, und würde vielleicht die Schmähungen, deren er sich schon schuldig gemacht hatte, auf das höchste getrieben haben, wäre nicht ein Ritter, mit braungefärbten Waffen bedeckt, am Eingange der Schranken erschienen; und hätte den Zutritt verlangt. Die Richter lassen die Schranken öffnen. Der Schildknappe, der vor ihm her reitet, und der Waffenherold, ohne Farben und Livrey, tragen sein Cartel hin zu *Mackenfall*, und lesen es mit lauter Stimme ab. Auf einmal erschallt

der ganze Platz von einem allgemeinem Jubel und Freudengeschrei. »Es lebe der brave unbekante Ritter, der sich die Ehre der Dame zu retten naht!«

Dieses unerwartete Getöse zerstreut *Sybillen* von der Aufmerksamkeit, die sie dem Schicksal des unglücklichen *Clarence* geschenkt hatte, den man eben vom Kampfplatze hinwegschaffte. Er blutete stark, und schien ohne Leben zu sein. *Basilette* kam auf den Balcon zurück, das Schnupftuch vor den Augen, als ob sie Thränen abzutrocknen hätte.

Der Ritter mit den braunen Waffen auf einem muthigen Rosse, das er mit eben so viel Anstand als Geschicklichkeit lenkt, nähert sich dem Fuß des Balcons, steigt vom Pferde, läßt sich auf die Knie nieder, und bittet die beleidigte Dame, ihm zu erlauben, das er ein Unternehmen wage, dessen edles und einziger Zweck die Hoffnung sei, ihr einen angenehmen Dienst zu leisten. Auf der Stelle erhebt er sich wieder, ohne ihre Antwort zu erwarten, setzt sich in Positur, und geht auf *Mackenfall* los, der ihm eben so entschlossen entgegen kommt. Die Brustharnische der Rosse stoßen auf einander, die Lanzen fliegen in Splittern umher, und der Irländer liegt im Staube. Er wälzt sich wüthend herum, und strengt sich vergeblich an, vom Boden aufzukommen. Plötzlich hört er auf, sich zu bewegen, und scheint mit den Strömen Blutes, die er vergießt, den letzten Seufzer auszustoßen.

O wie ward nicht der herrliche Lanzenstoß des Ritters mit den braunen Waffen gepriesen! »Es leben, es leben«, schrien tausend Stimmen — der brave und edelmütige Unbekante, und die schöne Unbekante, die er gerächt ha! Sie sind eines des andern wert!« *Basilette*, *Susanne*; *Guaiziek*, und alle übrige Kammerfrauen *Sybillens* eilen herbei, umfassen ihre Knie, und küssen ihre Hände. Doch Ach! Der Sieger zieht sein Visier auf, legt den Helm ab, und man erkennt den kranken, ausgezehrten *Lionnel* für den Urheber dieser schönen Rittertat. Er überhebt sich seines Sieges nicht: er ist bescheiden, großmütig, eilt dem edlen Gegner, der durch ihn gefallen ist, zu Hilfe. Leider behaupten nur die Ärzte, die man herbeigerufen, alle Hilfe sei vergebens.

Primrose stehe nun vor den Augen der Menge als Siegerin, ohne darüber das mindeste Vergnügen zu empfinden. Im Gegenteil ist sie ganz niedergeschlagen über die Fetzen der blutigen Scene, der man sie beizuwohnen mit Gewalt gezwungen, und zu welcher sie, unschuldiger Weise, die Veranlassung gegeben hat. *Mackenfall* erscheint in ihren Augen mehr seltsam und ausschweifend, als strafbar. Doch in lebhafterer Unruhe versetzt sie *Clarence's* Tod, den sie durch eine gefühlvolle Zähre ehrt. Die ritterlichen Gebräuche, beten Opfer ihr Wohltäter hätte werden könne, da er in seinen Umständen sich ihnen unterwarf, schienen ihr weit weniger galant, als barbarisch.

So sehr sie innerlich überzeugt war, ihre, Ehre sei im geringsten nicht verletzt worden, so legte sie doch äußerlich viel Dankbarkeit gegen denjenigen an den Tag, der sich als den Rächer derselben betrachten konnte. Sie harte in ihm Leben viel von Ritterkämpfen gehört. Die Ehrenrettung vornehmer Frauen hatte zu einigen davon Veranlassung gegeben, und sie waren selbst dadurch berühmt worden. Doch *sie* war weder in dem Fall der schönen *Genievra*, noch so mancher andern. Indeß, dachte sie, im Walliserlande kann man leicht größere Begriffe von diesen Spielen haben. Sie hielt es also für nötig, sich in einen Wahn zu fügen, den sie doch nicht auszurotten hoffen konnte, und so stellte sie sich sehr gerührt von Dankbarkeit für einen Dienst, den man ihr mit Gefahr seines Lebens leisten zu müssen glaubte.

Dieselben Betrachtungen zwangen sie, einem lästigen Feste beizuwohnen, durch welches ihr angeblicher Triumph gefeiert werden sollte. Und so wird sie die Königin des Balls, wo *Lionnel*, ohne sich größere Vertraulichkeiten als gewöhnlich zu erlauben, seine Liebe dennoch weit deutlicher zu zeigen wagte. Es scheint, als habe seine Leidenschaft dadurch, daß sie seinen Muth erweckte, ihm auch neue Kräfte gegeben. Er zeigte so viel Geschicklichkeit und Anmuth beim Tanze, als er Muth und ritterlichen Anstand auf dem Kampfplatze gezeigt hatte. Schicklichkeit und Grazie beseelen jede seiner Gebärden. *Basilette*, die hinter *Sybillens* Lehnstuhl stand, zwang sie, diese Schönheiten nicht unbemerkt zu lassen.

»Seht«, sagte sie, »ist er nicht ein wahrer Liebesgott? »Er siegt allenthalben: Ihr allein widersteht ihm. Was gewinnt Ihr dabei? Ihr strebt dem Willen des Schicksals entgegen, das Euch beide für einander schuf.«

Sybille wendet Ihr Ohr weg. Nichts, von dem, was sie sieht und hört, macht ihr Vergnügen. Die schwarzen Bilder von dem blutigen Auftritt, der unter ihren Augen vorgefallen war, sind noch nicht verschwunden. Sie tanzt, aber nur dem Wohlstand zu gefallen. Die Beweise von dem Liebesfeuer *Lionnels*, die weniger versteckt, als zur Schau getragen werden, sind auch ein Gegenstand, der sie beunruhigt. Er ist Zeit, daß sie sich von einer Lustbarkeit entfernt, deren längerer Genuß ihrer Gesundheit nachteilig werden konnte. Wie sie vorgibt, ist dies der einzige Bewegungsgrund ihrer Entfernung, und so geht sie auf ihr Zimmer.

Die Tage fangen nun wieder an, ihr länger-zu werden, als jemals. Auch von *Lionnels* Zudringlichkeiten hat sie jetzt mehr zu erdulden. So wenig der Prinz je von seinem letzten Dienst spricht, oder erlaubt, daß man desselben erwähne, so glaubt er sich doch seit der Zeit befugt, aus seiner Liebe kein Geheimniß mehr zu machen. Die unruhige Schöne verschließt sich, so viel sich's nur thun läßt, auf ihr Zimmer. Hier geht sie allein auf einer Terrasse spazieren, von der man die Rhede und dar offene Meer übersehen kann. Sie strengt ihre Augen an, ob sie nicht in der Ferne am Horizont eine französische Flagge entdecken können, oder ein anderes Schiff, von dem sie hoffen dürfe, eingenommen zu werden.

»Ach, *Conant!*« sagt sie da zu sich, wäre der brave Gerhard und sein Sohn nicht unglücklicherweise ertrunken, so hättest du von ihnen erfahren können, in welcher Gegend des Ufers ich Schiffbruch gelitten. Du würdest auf den Flügeln der Winde gekommen sein, mich aufzusuchen und mir zu helfen. O daß doch die Geister der Luft meine Stimme zu dir brächten, daß sie dich von der Gefahr unterrichteten, in der ich schwebe! Von einem Liebhaber verfolgt zu sein, der mich zur Verzweiflung bringt, und den ich wieder auf meiner Seite fürchten muß, zur Verzweiflung zu bringen! In steter Gefahr zu leben, entdeckt, und dann wenigstens nach Bretagne

zurückgeschickt, und *Reinberten* zur Beute zu werden.

»Eines Tages, als sie mit gespannter Aufmerksamkeit ihre Blicke auf die Fluten heftete, sah sie eine normannische Flagge den Horizont heraufsteigen. Das Schiff, von dem sie weht, kommt immer näher und näher, läuft endlich in eine Bucht ein, wirft einen Anker, und setzt eine Schaluppe aus, die durch Hilfe der Ruder bald das Ufer erreicht.

Das Herz der zärtlichen Sybille schlägt hoch vor Freude, als sie zwei Pilger erblickt, die ans Ufer treten. Je mehr sie betrachtet, je mehr sie untersucht, desto deutlicher wird es ihr, daß sie sich nicht täuscht. An seiner hervorstechenden Taille, an seinem edlen Gange erkenne sie *Conanten von Bretagne*. Er ist es selbst!

Sie würde laut vor Freude schreien, hielte Überlegung sie nicht zurück. Sobald beide entdeckt waren, sobald würden sie auch beide in die äußerste Gefahr geraten. Bis jetzt zwar hat sich *Lionnel* sehr edelmütig betragen, allein *Lionnel* ist, *Conantes* Nebenbuhler worden, und kann in seiner Fuge eine Gewalt anwenden, der sie nichts entgegenzusetzen haben.

Sybillens erster Gedanke ist, ein Billet zu schreiben, und es durch eine von ihren Dienstfrauen bestellen zu lassen. Mit diesem Projekt beschäftigt geht sie hinein in ihr Zimmer.

Basilette und *Susanne* haben sich entfernt? Die Kinder, deren Gouvernante, die erste ist, sind krank: sie befiehlt einigen von ihren Kammerfrauen, sie nicht zu verlassen. *Guaiziek* und ihre Kammeradin sind mit Aufräumen der Zimmer beschäftigt.

Da *Primrose* sieht, daß sie von niemand beobachtet wird, so faßt sie den Entschluß, das Ufer des Meers zu erreichen. Sie kenne eine heimliche Treppe, die aus einem nahen Saal in einen Hof des Palastes führt, wo die Ställe des Prinzen sind. Doch in ihren« Kleidern muß sie fürchten unterwegs erkannt und aufgehalten zu werden. Glücklicherweise hat *Guaiziek* im Vorzimmer einen Regenmantel hingelegt, dessen sie sich bedient, wenn sie bei üblem Wetter ausgeht, und der sie von Kopf bis auf die Füße verhüllt. Sogar ihre Überschuhe, ihre Handschuhe und ihr großer Huth liegen dabei.

Die Möglichkeit einer Verkleidung bringt sie sogleich auf den Einfall. In Einem Augenblick ist der Entschluß gefaßt und ausgeführt. *Primrose* steht da in dem ganzen liebenswürdigen Aufzug der *Guaiziek*. Sie fliegt die heimliche Treppe hinab, schreitet mit eiligen Schritten über den Hof, wobei sie den kecken, regellosen Gang der Person, deren Gestalt sie angenommen hat, nachahmt, und erreicht so im Laufen eine Thür, die nach der See zuführt. Die Pagen und Diener, die sie aus den obersten Fenstern des Palastes gewahr werden, hetzen die Hunde hinter ihr drein, und rufen: »auf *Guaiziek*! Los auf *Guaiziek*!« Allein der Wind scheint unsere Heldin an das Gestade zu tragen. Sie redet den Pilger, den sie ganz genau erkannt hat, an: zieht ihn beiseite und sagt ihm ins Ohr: »Ihr seid *Conant*. Zeigt weder Unruhe noch Überraschung. Die geringste Äußerung würde Euch in Lebensgefahr bringen. Ich bin *Sybille*. Antwortet mir nur durch einsilbige Worte. Wir haben keinen Augenblick zu verlieren.«

»Könnt Ihr nach Willkür über die, Schaluppe disponieren, die Euch hergebracht hat?«

»Ja!«

»Auch über das Schiff, das auf der Rede liegt?«

»Ja.«

»Wieviel Anker hattet Ihr eingeschiff?«

»Vier.«

»Könnt Ihr sie aufopfern?«

»Ja.«

»Euer Gefährte ist Gerhards Sohn?«

»Ja.«

»Der Vater ist ertrunken?«

»Nein.«

»Ruft den Sohn. Können wir uns einschiffen?«

»Es sei! —«

Man schiffte sich unter tiefstem Stillschweigen ein, und bricht es nicht, eher, bis man im Schiff angekommen ist, das an der Rhede vor Anker liegt. *Sybillens* Milchbruder betrachtet wechselweise den

Mantel, die Handschuh, den Huth und die Überschuhe, ohne die angenehme Überraschung zu ahnden, die ihm bevorstand. Allein er glaubt vor Freude zu sterben, als beim ersten Zeichen des Steuermanns, die Segel aufgespannt und die Kabeltaue, an denen die Anker befestigt waren, abgehauen wurden, und zugleich auch der Mantel abfiel, der ihm den Augenblick seiner reisenden Gebieterin raubte.

»Ach! Unser gutes, gnädiges Fräulein!« schrie er laut, und stürzte sich zu ihren Füßen. — — — Wir eilen hurtig über die naiven Äußerungen des Entzückens hinweg, das seine Seele ergriffen hatte, so viel leichter es auch zu schildern sein müßte, als die Freude der beiden, so lange getrennten und nun wieder vereinigten Liebenden. Die aufgespannten Segel werden durch einen starken Wind begünstigt, der sie schnell in den Kanal von Bristol bringt, und so schon gegen alle Gefahr, verfolgt zu werden, gesichert hat. Überdieß haben sie Ursache, von allen gewöhnlichen Angriffen nicht viel fürchten zu dürfen. Sie gehen nunmehr in die Kajüte des Schiffs, und haben Zeit und Gelegenheit genug, einander ihre Abenteuer zu erzählen.

Gerhard und sein Sohn hatten sich auf einem Trümmer des Fahrzeuge erhalten, waren so einem normännischen Schiffe begegnet; und von ihm gerettet worden. Der Brief, den sie bei sich haben, ist zwar ganz durchnäßt, da sie aber den Inhalt desselben gehört hatten, so war es ihnen-leicht, den Sinn herausbringen zu helfen. *Conant*, der nunmehr aus diesem Bericht zuverlässig sieht, daß, wenn *Sybille* noch lebt, sie an der Küste im Walliserlande zu suchen sei, eilt also nach Cherburg, dingt da ein Schiff das gegen Corsaren ausgerüstet worden, und schiffet sich in Pilgerkleidern ein. Seine Ankunft kann sonach durch nichts, als das Apropos befremden. Ohne Zweifel beschäftigte sich irgend eine Gottheit mit dem Glück der treuen Liebenden. Heutzutage würde sie keine Tempel, aber auch nichts mehr zu thun haben.

Conant hat nun auserzählt. *Primrose* hat weit mehr Mühe, sich über die Abenteuer, die ihr im Walliserlande begegnet sind, verständlich in machen. Man muß gestehen, sie hatten auch freilich

eine Miene, die noch etwas mehr, als romanhaft war. *Conant* konnte seine-Geliebte nicht in dem Verdacht haben, daß sie ihre Erzählung ausschmücken wolle, und doch sah er ein, daß in den Vorfällen, die sie ihm schilderte, irgend eine Täuschung, sie möchte auch stecken, wo sie wollte, im Spiel gewesen sein müsse. »Die Bemühungen *Basilettens* ausgenommen, dünkte ihm alles übrige gegen die Natur und die hergebrachten Gewohnheiten.

Indeß sich nun unsere Liebenden hier mit der Erzählung ihrer vergangenen Unruhen ergötzen, und sich an der Aussicht in eine bevorstehende glückliche Zukunft weiden, wollen wir unsere Blicke zurück auf den Palast *St. David* wenden. Welche Unruhe; welche Unordnung! Man läuft nicht, man fliegt nach dem Ufer des Meers.

In der Bestürzung will man alle Fahrzeuge, die am Ufer und im Hafen liegen, bewaffnen. *Lionnel* kommt eben von dem Zeitvertreiber des Fischfangs zurück, vernimmt die traurige Nachricht, und tobt wie ein Ungewitter. Wie sehr bereut er, das Schiff, das er *Primrosen*; versprochen, nur in Gedanken ausgerüstet zu haben. Wohin würde er sich nicht darauf wagen, seine Entsprungene, seine Undankbare, seine Treulose aufzusuchen! Nur Einen Betrug weniger, und ihm bliebe noch Ein Mittel. Jetzt bleibt ihm keins mehr, er hatte alle Triebfedern, alle Ränke der Verführung erschöpft, und doch ist ihm ein-Mädchens von diesem Alter entgangen. Sie stellte sich, als glaubte sie alles, und ließ sich durch nichts hintergehen. Er bleibt wie versteinert: bald erwacht sein Unmuth von Neuem, und er ist in dem schrecklichsten Aufruhr seiner Sinne, den er so oft nur vergeblich zu erregen gesucht hatte. Noch regt sich sein Gewissen nicht, bald aber wird auch diese schlafende Stimme erwachen.

Sybille von Primrose und *Conant von Bretagne* treten bei Civita Brechia ans Land, und eilen die Knie des Papstes zu umfassen, und den ehelichen Segen aus seiner Hand zu empfangen. *Sybille* hält es für Pflicht, einen Knappen mit folgenden Brief an den Prinzen von Wallis abzuschicken. Hier ist er von Wort zu Wort.

Meinem
edelmütigen Wohltäter,
dem edlen, tapferen, erhabenen Prinzen *Lionnel*,

Prinz von Wallis.
Sybille von Primrose,
Gemahlin, *Conants von Bretagne,*

»gab Euch, edler Fürst, unbekannter Weise ihr Wort, sich zu entdecken, sobald es ihr nur möglich sein würde. Sie erfüllt hiermit ihr Versprechen, ohne dadurch das Interesse ihres Gatten, oder ihr eigenes zu beeinträchtigen, und hat das Vergnügen, sich Euch bekannt zu machen. Sollte sie dadurch den Schein der Undankbarkeit auf sich geladen haben, daß sie ein wichtiges Geheimnis, mit dem sie nicht freie Hände hatte, zu halten und zu walten, mit einem nötigen Schleier bedeckte; so erwartet sie von Eure edlen Denckungsart Verzeihung, und lebt der gewissen Hoffnung, sie zu erhalten.

»Das öffentliche Gerücht kann Euch von den Bewegungsgründen unterrichtet haben, die mich nötigten, aus Bretagne zu fliehen, wo mich der Sturm an Eure Küste warf. Die näheren Umstände davon könnt Ihr, wenn Ihr Lust habt, von dem Überbringer dieses Briefes erfahren. Er hat Befehl, Euch nicht das Geringste von meinen vergangenen und gegenwärtigen Umständen zu verschweigen, und macht mir Vergnügen, zu glauben, diese Erzählungen können nicht ganz ohne alles Interesse für Euch sein.

»Lebt wohl, Prinz. Bleibt auf den edlen Wegen, auf denen Euch jene fremde Unbekannte, der Gegenstand Euer großmütigen, menschenfreundlichen Sorgfalt, wandeln sahen. Ihr Wunsch dabei ist, daß ihr ablassen möget, den barbarischen Vorurteilen zu frönen, deren Herrschaft Euch verleitet, ein so kostbares Leben für sie auf das Spiel zu setzen. Sie kann sich noch nicht von dem Erstaunen über diesen Beweis Eurer Güte und Eures Muthes erholen. In jeder Rücksicht habt Ihr Euch ihre Achtung erzwungen, und sie wird sich's zur größten Ehre rechnen, vor den Augen der ganzen Welt zu gestehen, wie sehr sie Euch schätzt.«

Dieser Brief war ein Donnerschlag für den Prinzen von Wallis, der bis jetzt noch nicht das Geringste von *Sybillens* Geschichte erfahren hatte. Sie erweckte in ihm die Grundsätze der Ehre wieder, die er wohl bisweilen dem Ungestüm seiner Leidenschaften aufopfern,

niemals aber ganz vergessen konnte. Auf einmal erschien in seinem Betragen einer Person, über die Stolz und Hartnäckigkeit ihn zu den schiefsten urteilen verleitet hatten, groß und edel. Von allen Nachstellungen und Beleidigungen, die er sich gegen diesen edlen Charakter erlaubt hatte, der so sehr gemacht war, seine Achtung und Bewunderung zu verdienen, erinnerte er sich nichts mit größerem Widerwillen gegen sich selbst, als die Niederträchtigkeit, die er sich zu Schulden kommen lassen, sich unter die Gaukler zu mischen, und dadurch ihr Geheimnis zu erpressen zu wollen. Nun war es ihm selbst lieb, daß er seinen Endzweck nicht erreicht hatte. Und — das Bild ihrer körperlichen Schönheit, die edelste Zierde ihrer seltenen Verdienste! Schwebte unaufhörlich im vollen Glanze den Augen seines Geistes vor.

Tausend ängstliche und peinigende Züge und Erinnerungen zerreißen sein Herz. Eine wahre, aber unglückliche, nunmehr ganz hoffnungslose Liebe tritt an die Stelle der wilden Begierde, und verwundet seine Seele unheilbar. Bei jedem neuen Lesen des Briefs erhebt sich der Sturm von neuem in seinem Innern: er kann den Knappen der göttlichen *Primrose* nicht eher sehen, bis er sich nach vieler Mühe von seiner Unordnung und Verwirrung etwas erholt hat.

Und nun, schönes Geschlecht, willst du diesem Zwischenakt einen deiner gefährlichsten Feinde gedemütigt sehen, benutze die Gelegenheit. Die Martern der Folter sind nichts gegen die Qualen, die er duldet. Zu deiner Zufriedenheit hat einer deiner eifrigsten Verehrer ihn der poetischen Gerechtigkeit aufgeopfert.

Indessen regnete es in Rom Indulgenzen auf Sybille und Conant. Allein, wird meine wogesüchtige Schöne auch auf die Nachsicht derer, die ihre Geschichte lesen, Anspruch machen dürfen? Sie hat freilich eine sehr schwache Seite. Die Liebe, der sie nicht widerstehen konnte, vermag viele Vergehen zu entschuldigen: nie aber solche, die geradezu gegen die heiligen Gesetze der Natur laufen.

III.

Die Schöne durch Zufall.

Ein Feenmärchen.

Ein König von Astrakan starb, und hinterließ zum Thronerben einen minderjährigen Prinzen, der unter die Vormundschaft seiner Mutter kam. Diese Königin hatte alle mögliche Zärtlichkeit für ihren Sohn. Sie ließ ihn niemals aus den Augen: er mußte sogar nah an ihrem Bette schlafen.

Da sie viel von Schlaflosigkeit zu leiden hatte, so sorgte sie davor, immer eine beträchtliche Zahl Schlafmacherinnen von Profession an ihrem Hof zu haben. Diese besaßen, die Kunst, den Schlaf dadurch zu erregen, daß sie alle Teile des Körpers durch ein gelindes Reiben in eine angenehme Behaglichkeit versetzten, wodurch es ihnen desto leichter ward, auch den Geist durch die Erzählung aller Arten von Märchen, vorzüglich durch Feenmärchen, erst in einen Mittelzustand zwischen Wachen und Schlafen, und dann in den süßesten Schlummer zu bringen.

Der kleine Prinz, in seine welchen Kissen versenkt, horchte aufmerksame zu, und gewann diesen wunderbaren Geschichten soviel Geschmack ab, daß er sich den Tag über alles nacherzählen ließ, was er des Nachts, so lang er schlief, versäumt hatte. Seine Begierde danach ward immer heftiger, so das die Schlafmacherinnen endlich selbst kaum einen Augenblick des Schlafs genießen konnten, und daß man auf allen Märkten Asiens sich beständig nach neuen Sklavinnen umsehen mußte, die einen frischen Vorrat von dieser Waare mit an den Hof bringen könnten. Kurz, er vergaß Essen und Trinken darüber.

Die Königin, die anfang für die Folgen eines so entschiedenen

Geschmacks an Fabeln dieser Art besorgt zu werden, und einsah, daß ihr Sohn eines ganz andern Unterricht bedürfe, bemühte sich, aber nur vergeblich, seine Leidenschaft, die ihm so zu sagen mit der Muttermilch eingeflößt worden, zu unterdrücke, oder ihr wenigstens dadurch die Nahrung zu rauben, daß sie die Schlafmacherinnen vom Hof entfernte.

Was half es? Die jungen Hofleute vertraten bald ihre Stelle. Der Oberhofmeister selbst fing an Feenmärchen zu erzählen, um sein Ansehen nicht zu verlieren: und da alles beitrug, den jungen Prinzen bei seinen falschen Ideen zu erhalten, so ward endlich die Natur selbst in seinen Augen ein Zauberspiel.

Ein Mäuschen, das er laufen sah, hielt, er für die *kleine gute Maus*; einen Papagei, oder auch nur einen Grünspecht für den blauen Vogel; eine Schlange, die ihm aufstieß, für die Fee *Manto*, ein altes triefäugiges Mütterchen, oder einen schmutzigen Derwisch, für *Urganten die Unerkannte* oder den Zaubere *Pankragon*. Als er zum erstenmal das Springwasser einer Fontäne, die in einem seiner Gärten zur Zierde angebracht war, bemerkte, wollte er seinen Hofmeister bereden, sie hätten *das tanzende Wasser* gefunden.

Die ersten Verirrungen *der* Art hatten die Königin, belustigt: als er aber in diesen Träumereien immer weiter ging, ward sie im Ernst unruhig. Es hatte ganz den Anschein, als würde er sich das Zeug so fest in den Kopf setzen, daß nichts es wieder daraus vertreiben könnte, und bald sah man nur zu deutlich, dar Übel sei ohne Rettung.

Die Königin wollte ihren Sohn vermählen. Mit Zuziehung des Staatsraths hatte sie ihm die vorteilhafteste Partie ausgesucht und zur Richtigkeit gebracht. Er sollte *Bellasiren*, die einzige Tochter und alleinige Erbin des Königs von *Candahar* heiraten. Diese Prinzessin verband alle Gaben des Geistes, der Seele und des Herzens mit den Vorzügen der auserlesensten Schönheit. Beide Familien waren bereits durch die Bande des Bluts vereinigt: beide Reiche grenzten aneinander. Natur, Politik und Liebe schienen mit vereinigten Kräften diese Wahl getroffen zu haben. Wie groß mußte also die Überraschung der Königin sein, als ihr Sohn hartnäckig die Hand

seiner reizenden Cousine ausschlug! »Er hege«, sagte er, »die zärtlichste Freundschaft für sie, allein sie habe einen großen Fehler in seinen Augen. Sie sei keine Fee und er habe einmal das Gelübde getan, keine andere, als eine Fee zu heiraten.«

»Prinz«, erwiderte die Königin hierauf, »ich wage es nicht, die Existenz der Feen überhaupt zu leugnen; allein ich bin doch von der Falschheit der Märchen, die man Euch vorerzählt hat, innig überzeugt. Ich behaupte aus Erfahrung daß noch kein Monarch auf der Erde je eine von ihnen dahin bewegen können, seinen Thron und sein Bett mit ihm zu teilen. Euer Stammbaum leitet den Ursprung Euers Geschlechts in das entfernteste Altertum zurück, und doch hat keiner von Euern Vorfahren eine Göttin oder Fee, sondern alle haben gemeine Sterbliche zu Gemahlinnen gehabt. Laßt also Eure Träumereien fahren: erfüllt die Hoffnung Eurer Untertanen, und schenkt ihnen einen zukünftigen Herrn, und Euerm Geschlecht einen Stammhalter. Überlegt, daß Ihr Euch notwendig einen mächtigen und gefährlichen Feind über den Hals ziehen müßt, wenn Ihr die Anträge des Königs von *Candahar* von der Hand weist. Ihr habt furchtbare Nebenbuhler. Ich sag' Euch das zur Warnung.«

Der Prinz schlug die Augen nieder. Die Königin überließ ihn seinen Betrachtungen, und befahl dem Hofmeister ihres Sohnes, seinen Zögling dahin zu bestimmen, daß er die Hand annähme, die sie ihm anbiete.

Der Hofmeister hielt es für das Wirksamste, wenn er alle Gemeinwörter der Politik auskramte: allein der wortreiche Fluß seiner Rede ward bald gehemmt.

»Ich habe gar nicht nötig«, fiel der der Prinz ein, »meine Staaten zu vergrößern. Weit vortheilhafter ist's, diejenigen, die ich schon besitze, in blühendem Zustand zu setzen. Macht gleich die Unfruchtbarkeit vieler Gegenden meines Reichs eine größere Bevölkerung auf dem gewöhnlichen Wege der Natur unmöglich: so kann doch ein Schlag mit der Zauberrute allen diesen Mängeln abhelfen. In Einem Nu werden Quellen mitten aus dürren Sandwüsten hervorbrechen, und diese kahlen Berge, deren unangenehmer Anblick jetzt die traurigsten Ideen erweckt, werden

von prächtigen Wäldern geschmückt werden. Bezauberte Paläste werden mir, ohne meine Schätze zu erschöpfen, allenthalben nachfolgen, wo es mir gefallen wird, meinen Wohnsitz aufzuschlagen. Stählerne Mauern können im Notfall die Grenzen meiner Länder verteidigen, und welcher Feind wird es wagen, mich anzugreifen, wenn ich ihn mit Ungeheuern umringen, und alle Elemente zum Streit gegen ihn aufrufen kann.«

»Recht gut«, antwortete der Hofmeister; aber gesetzt auch, es wäre wirklich, daß Ihr eine Fee zur Gemahlin bekämt übertreibt Ihr nicht ihre Gewalt viel zu sehr? Schon die Geschichte verschönert die Begebenheiten, die sie erzählt, und gegen Märchen muß man noch misstrauischer sein.«

»Mein Herr, (erwiderte der Prinz,) es hat seine vollkommene Richtigkeit, daß die Feen thun können, was sie wollen, und daß ich eine von ihnen heirate. Denn ich bestehe nun einmal darauf, und Ihr wißt was das heißt: ich will. Ueberdieß habe ich Euch ja sonst meine Ideen über diesen Gegenstand mitgeteilt, und ihr fandet sie eben so richtig und zuverlässig, als außerordentlich. Mit Einem Wort, meine Partie ist ergriffen; meine Cousine mag die ihrige ergreifen, Ich erwarte in diesem Palast die Erscheinung der Feenprinzessin, »die meinen Thron teilen soll. Läßt man mich nicht in Ruhe, so fliehe ich aus meinen Staaten, und wandere durch die Welt, bis ich sie finde. Überhaupt befremdet mich's sehr, daß Ihr Euch jetzt meinen Plänen widersetzt, da Ihr sie sonst so ganz vortrefflich fandet.«

Der Hofmeister wußte sich in seinem Gewissen nicht rein. Dieser kleine Vorwurf brachte ihn zur Einsicht, daß das Gewerbe eines Schmeichlers früh oder spät seine großen Unbequemlichkeiten habe. Beschämt, durch seine Vorstellungen nichts ausrichten zu können, ging er zur Königin, und unterrichtete sie von den Gesinnungen des Prinzen. Was für Vorwürfe machte sie sich nun selbst über die ausschweifende Erziehung, die sie ihm hatte geben, und die phantastischen Grillen, durch die sie ihm den Verstand verrücken lassen. Leider war das Uebel einmal geschehen.

Wie billig maß sie sich die Schuld allein bei, und der Kummer, den sie darüber empfand, untergrub ihre Gesundheit, und verkürzte ihre

Tage. Sie starb. Ihr Sohn beweinte sie, doch war sein Schmerz nicht groß genug, um ihm seine Thorheit aus dem Kopfe zu bringen. Kurz darauf nahm er, unter dem Namen *Kalilbad-Chan*, das Ruder der Regierung in seine Hände.

Der neue Monarch that seine Thronbesteigung allen seinen Nachbarn und Bundesgenossen, vorzüglich aber *Bellasirens* Vater zu wissen. Die Briefe an den König von *Candahar* und seine liebenswürdige Tochter erwähnten der im Werke gewesenen Verbindung mit keinem Wort. *Kalilbad* schien darin ganz voll von seinem Schmerz, und das konnte ihm zur Entschuldigung dienen: doch, weit entfernt, diese äußerst vortheilhaften, in seinem Namen angefangenen Unterhandlungen zustande zu bringen, hing er jetzt, da er keine Vorstellungen und Widersprüche mehr zu fürchten hatte, dem Gedanken an seine phantastische Verbindung mehr als jemals nach. Indeß, ehe er eine Fee heirathen konnte, mußte sie erst gesunden sein, und diese erste Schwierigkeit war gleich nicht leicht zu überwinden.

Er verirrte sich vorsätzlich auf der Jagd; Müdigkeit und Unbequemlichkeit war der ganze Gewinn, den er davon trug. In tiefen Höhlen suchte er giftige, kriechende und wilde Thiere. Alle diese kleinen Abenteuer hatten seine Geduld geübt, und seinen Muth und seine Kräfte bewährt, ohne ihm den beabsichtigten Vorteil zu verschaffen.

Endlich ward er es überdrüssig, so aufs Geratewohl herumzuschwärmen, und sein Leben ohne Gewinn aufs Spiel zu setzen. Dafür fiel ihm ein, daß man ihm erzählt hatte, die Gegenstände seiner Wünsche wären sehr lüstern nach Wohlgerüchen. Auf der Stelle ließ er in einem entlegenen Saal seines Palastes einen Blumenaltar errichten, der täglich mit frischen Blumen und Kräutern geziert ward, und auf welchem unaufhörlich der köstlichste Weihrauch aus Arabien und Indien brannte.

Der Duft dieser geopferten Spezereien war alles, was in dieser Art von Einsamkeit um ihn her war. Die Stärke desselben griff sein Gehirn an, ohne ihn nur einen Fingerbreit weiter zu bringen. Auf einmal aber belebte eine Scene, die unter den Fenstern seines

magischen Laboratoriums vorging, und ihm der äußersten Aufmerksamkeit würdig dünkte, seine Hoffnung von neuem.

Die gewölbten Fenster des Saals gingen auf eine entlegene Straße. Ihnen gegenüber hatten sich ein paar alte Weiber, mit Lumpen bedeckt, unter ein hervorstehendes Dach begeben, in der Absicht, sich gegen einen eingefallenen Regen zu schützen. Sie saßen da auf zwei großen Steinen, hülsten Bohnen aus, und vertrieben sich, wie Damen vom ersten Range die Zeit mit meditieren. Sie erkannten ihren Monarchen hinter dem Fenster, und bemerkten die sichtbare Aufmerksamkeit, mit der er sie beehrte.

Sie wußten, wie das ganze übrige Volk seine Lieblingstorheit. »Sieh«, sagte *Cancrelade* zu *Mophetusen*, (so hießen die beiden Weiber) »sieh einmal, wie der König auf uns sieht. Wenn er uns für Feen hielte?«

»Das wäre schnackisch. Komm, hilf mir, wir wollen ihm einen Schnickschnack vormachen, der ihm den Kopf wenigstens auf acht Tage Verdrehen soll.«

»Biege die beiden letzten Finger der linken Hand unter den Daumen.«

»Richte die beiden andern in die Höhe, und lege sie aus den Mund.«

»Schließ die Augen zu.«

»Strecke in der Entfernung, in der du von mir bist, die geballte Faust deiner rechten Hand gegen mich aus.«

»Wenn ich dir ein Zeichen gebe, indem ich einen Daumen in die Höhe halte, so siehst du auf, und läßt die Hände gerade herunter fallen.«

»Wenn ich aufstehe, mußt du dich niederbücken.«

«Dann reichst du mir beide Hände ineinander geschlungen hin, und ich binde sie mit einer Flechte, die ich aus dem Korbe ziehe.«

Du blädest dreimal auf das Band, und ich laß es fallen.«

Weiter wirfst du mitten in die Straße drei Hände voll Hülsen, eine zur Rechten, eine zur Linken, eine gerade vor dir hin. Eben das thu ich mit drei Händen voll Bohnen.«

»Du drehst dich einmal rechts, dann links. Ich mach' es eben so.«

»Ich zertrete mit meinen Füßen deine Hülsen, du meine Bohnen.«

»Hierauf umarmen wir uns, gehen zusammen fort, und tragen, jede mit Einer Hand, den Korb weg.«

»Das muß alles hurtig, ohne Anstoß, geschehen, und ohne einen einzigen Blick nach dem Fenster zu werfen. Hat unser Herr die Gnade, dem Wesen zuzusehen, wer weiß, was es uns noch für die Zukunft helfen kann.«

Die beiden alten Weiber führten diese Scene wie Geschöpfe ans, die von Jugend auf zu Taschenspielerkünsten abgerichtet worden. *Kalilbad* sah ihnen mit so angestregter Aufmerksamkeit und mit solchem Erstaunen zu, daß ihm beinahe das Athemholen versagte.

Die Gauklerinnen waren schon lange verschwunden, als er noch immer, in Betrachtungen und Vermuthungen vertieft, am Fenster stand, und steif auf den Platz hinblickte, wo er sie gesehen hatte.

»Glücklicher *Kalilbad!*« rief er endlich aus, »endlich sind die Feen so gütig gewesen, sich dir zu zeigen. Ihre Häßlichkeit und die elenden Lumpen, in die sie gehüllt waren, darf dich nicht auf falsche Gedanken bringen. Alles, was sie hier vor dir, in dieser schmutzigen Verkleidung, vornahmen, schließt tiefe Geheimnisse in sich. Warum hast du ihnen nicht nachgeschickt? Doch, hätten sie nicht wollen erkannt sein, so wären sie ja verschwunden, und du hättest dein und ihr Geheimniß verrathen können. Verdienne durch Bescheidenheit und Zurückhaltung ihr ganzes Zutrauen. Ohne Zweifel werden sie sich schon wieder sehen lassen. Sie machten Zeichen: diese mußst du studieren. Ganz gewiß enthalten sie Winke über die Art und Weise, wie du mit ihnen umgehen sollst, und stellen ein Gemälde der schmeichelhaften Hoffnungen vor, die man deiner Leidenschaft zur Nahrung erlaubt.«

»Ich will doch der Sache ein wenig nachdenken . . . Zwei Finger auf dem Munde können nichts anders bedeuten, als: ich soll verschwiegen sein.«

»Die vorgestreckte Hand bedeutet Vorsicht, Zurückhaltung . . . Das Band aus einer Flechte trocken Schilfs, bedeutet ein leichtes Band. Wenn man dreimal darauf bläßt, zerreißt es . . . das gibt viel

Stoff zum Nachdenken . . . «

»Da die eine aufstand, bückte sich die andere nieder. Man muß einander wechselsweise nachgeben. Das erklärt sich ganz natürlich . . . Aber was bedeuten die Hülsen, die zertretenen Bohnen? . . . Halt', da glaub' ich's zu haben! . . . Überlaßt mir Eure Feinde, ich übergebe Euch die meinigen. Wir wollen sie nicht schonen . . . Doch vielleicht liegt ein tieferer, edlerer Sinn darunter verborgen. Ich muß dem weiter nachdenken.«

»Sich rechts drehen, links drehen, dann wiederkommen, sich umarmen . . . ich müßte mich sehr irren, weint es nicht so viel hieße: Eine Fee hat ihre Geschäfte, ich habe die meinigen: jedes geht seinen eigenen Weg. Man liegt einander nicht immer auf dem Halse: mit destgrößerm Vergnügen sieht man sich wieder: indeß trägt man mit zwei Händen den Korb mit zwei Griffen. Das Bild einer vollkommenen Ehe, in der man die Beschwerden zu gleichen Teilen trägt Es müßte wunderbar zugehen, wenn ich nicht die rechte Bedeutung der Zeichen getroffen haben sollte, und hab' ich's getroffen, so hab ich zugleich die Auflösung des ganzen Räthsels.«

Drei ganze Tage brachte *Kalilbad* in solchen Träumen zu, und fing schon an, ungeduldig zu werden, daß nichts neues vorfiel, als die alten Weiber wieder, nur in einem noch seltsameren Aufzug, den Schauplatz betraten.

Eine von ihnen (und zwar *Cancrelade*) stützte sich auf einen Stock. Die andere spielte ihr mit einer Cymbel um die Ohren. So kamen sie, und ließen sich auf denselben Steinen nieder.

Cancrelade steckt ihren Stab, die Gabel nach unten gekehrt in die Erde. Mophetuse will ihn herausziehen. Cancrelade zieht ein Pfeifchen aus ihrer Tasche, lockt dreimal einen schneidenden Ton hervor, und der Stab bleibt an seiner Stelle. Dieses läppische Possenspiel wird dreimal wiederholt. — Die Reihe würde nunmehr an eine andere Zigeunermäßige Ceremoni gekommen sein: allein Kalilbad riß die Geduld aus. Der Kopf ist ihm drehend von Nachsinnen: die Mysterien bringen ihn zur Verzweiflung. Das Abenteuer, verlangt er, soll sich nunmehr auflösen und erklären.

Er geht eilig aus dem Saal der Wohlgerüche, und befiehlt einem

Pagen, die beiden Weiber von dem Platz, den er ihm beschreibt herzubringen. Der Page geht. Er wirft unterdessen mit verschwenderischer Hand neuen Weihrauch in die Flamme, und bringt die Blumen, die den Altar schmücken, in die schönste Ordnung.

Der Page hat seinen Auftrag ausgerichtet. Die Weiber folgten ihm ohne Weigerung, und werden nun in den geheimnißvollen Saal eingeführt, und die Thüren hinter ihnen verschlossen. »Ich weiß, wer Ihr seid, meine Damen«, redete sie *Kalilbad* nach einer tiefen Verbeugung an. »Diese angenommene Verkleidung kann Euch nicht unkenntlich machen. Was bewegt Euch, Eure himmlische Schönheit, Eure ewige Jugend unter die ekelhafte Maske der Häßlichkeit und des hinfälligen Alters zu verstecken? Seht hier den Altar, dessen Schmuck täglich zu Eurer Ehre erneuert wird, wo ich mit einem gänzlich ergebenen Herzen Euch die Macht und die Schätze anbiete, die nach dem Willen des Schicksals in meine Hände gefallen sind. Sind meine Wünsche nun nicht allzukühn, schließen sie nichts in sich, das Euch beleidigen könnte, so geruht, statt mir Euren Willen nur dunkel durch Zeichen zu verstehen zu geben, dem glücklichen *Kalilbad* kund zu thun, welchen Preis Ihr auf die Verbindung mir Euch und die besondere Gunst setzt, die er von Euch erwartet.«

Cancrelade nahm das Wort: »Herr König, Euer Kabinet ist sehr artig, und riecht recht gut. Eure Absichten sind honnet, und uns sehr angenehm. Gern wollten wir uns Euch auf der Stelle so zeigen, wir wir sind — es wäre nichts dabei zu verlieren, weder für uns noch für Euch — allein wir können uns den Menschen nicht anders, als mit außerordentlicher Vorsicht, auf eine gewisse Art mittheilen. Ich hoffe, Ihr werdet versichert, was ich unter Mittheilung verstehe. Ehe sie die höchsten Vollkommenheiten, die wir in uns vereinigen, genießen können, müssen sie vorher die Gegenstände des Ekels ertragen haben, mit denen der Wille des Schicksals unsere erste spätere Erscheinung für sie verschleiert hat. Mit Einem Worte, Herr König, Ihr müßt Euch's so vorstellen, wie eine Rose, deren Duft Ihr ohne Lebensgefahr nicht eher einziehen dürft, als bis Ihr die Dornen, die

sie schützen, hinweg geräumt habt. Merkt wohl auf das, was ich Euch sage. Bis jetzt haben wir nur das Gesicht, den am wenigsten eklen Sinn von allen, beleidigt, wie würde Euch zu Muthe sein, wenn die übrigen völlig empört würden? Und doch würdet Ihr dabei immer noch von Glück zu sagen haben, daß wir uns Euch nicht in Gestalt von Klapperschlangen, Krokodillen, Drachen oder Hydern näherten. Wißt es Euerm Eifer, unserer Güte und der Gunst des Schicksals Dank: allein bereitet Euch auch, allen möglichen Ekel zu ertragen, wenn Ihr zu jenem Genuß gelangen wollt, dessen ein Sterblicher nie satt und überdrüssig werden kann.«

»Ach, Madam«, rief *Kalilbad*, bezaubert von einer Rede, die so vollkommen mit den Ideen, die ihm den Kopf eingenommen hatten, übereinstimmte; ich blicke durch den Nebel hindurch, unter dem es Euch gefallen hat, meinen Augen zu erscheinen. Ich ahnde die wundernswürdigen Schönheiten Eures Körpers, die mit nichts als mit dem Geist vergleichbar sind, der die herrliche Rede eingeben konnte, die ich eben vernommen habe, und aus der so viel Weisheit hervorleuchtet. Fürchtet nichts von der Empörung meiner Sinne gegen die Stärke meiner Ueberzeugung. Sie wird sie gewiß zu dämpfen wissen.«

»Wir müssen Euch gestehen, Prinz«, antwortete, »wenn wir jetzt so selten unter den Menschen erscheinen, so liegt der Grund einzig in ihrem Mangel an Muth und Beharrlichkeit. Der geringste Ekel, das leichteste Hinderniß hält sie auf ihrem Wege zurück, und — so sonderbar ist ihr Geschmack — oft macht der Mangel an Schwierigkeit, daß sie eine schöne Unternehmung, die sie angefangen hatten, wieder aufgeben. Eure Gesinnungen und Anlage verdienen von unserer Seite mehr Zutrauen. Indeß will ich Euch nicht verheimlichen, daß wir uns dadurch, daß wir Euch auf die Probe stellen, einer großen Gefahr aussetzen. Verließe Euch der Milch auf halbem Wege so würden Eure Hoffnungen auf ewig verschwinden, »Ihr würdet Euch eine harte Strafe, und wir uns das Gelächter und den Spott des Ginnistan zuziehen. Wir wären dann überführt, daß wir uns Euch unvorsichtiger Weise überlassen hatten, und es wäre uns auf immer verboten, uns je wieder einer

Mannsperson zu nähern. Ihr wißt, wie unerträglich jedes Verbot einer Person von unserm Geschlecht ist. Demungeachtet, Herr König, wollen wir uns der Gefahr unterziehen unsere Neigung, vielleicht unser Stern zwingen uns, das Abenteuer zu bestehen. Nach drei Tagen, beim Anbruch der Nacht, wird der Page, der uns geholt hat, uns beide an der Thüre Eures Palastes finden, die auf die Straße führt, wo wir Euch die beidenmale erschienen sind. Besten hier in diesem Zimmer, wo wir jetzt sind, das Hochzeitbett. Wir verachten alles, was nur den Schein von Pracht hat. Euer Altar mit frischen Blumen geschmückt, Eure Wohlgerüche, dieß sind die diejenigen von Euren Gaben, die uns angenehm gewesen sind. Ihr könnt sie verdoppeln, ohne befürchten zu dürfen, des Guten zuviel zu thun. Wir sind in Wohlgerüchen geboren. Ganz unten in die Thüre Eures Kabinetts laßt ein Loch, aber höchstens nur so groß, als eine Haselnuß, bohren: wir werden dann beide, eine nach der andern, Euch den kleinen Finger durchstecken. Untersucht sie genau, und wenn Eure Wahl getroffen ist, so wird dann auch Hand und Herz dem Finger folgen, dem ihr den Vorzug ertheilt habt. Es versteht sich, daß der Trauring fertig, und bei der Hand sein muß. Ein kleines Kästchen von Ebenholz enthalte die Geschenke, die Galanterien, die Ihr Eurer künftigen Gemahlin bestimmt, die Krone nicht zu vergessen. Sie muß klein, und ganz aus Diamanten zusammengesetzt sein: wir können keine andere tragen. Legt das alles auf das Kopfkissen. Das Licht darf nicht länger brennen, als bis Ihr mit Euch selbst über die werdet einig worden sein. Sobald das geschehen ist, so blaßt hurtig, hurtig dreimal, damit Euch's ja nicht versagt, denn die Zauberer sind sehr boshaft und eifersüchtig. Wenn Ihr uns nicht in der aller dichtesten Finsterniß empfangt, so setzt Ihr Euch selbst der größten Gefahr aus.«

Der König von Astrakan verspricht, alles auf das genaueste zu erfüllen. Die Ziegeunerinnen entfernen sich. Der Page, der am Eingange des Kabinetts stehen geblieben ist, erstaunt über den respektuösen Ton, in dem sein Gebieter mit ihnen spricht, und führt sie durch die Thüre des Palastes, durch welche er sie herein gebracht hat, wieder hinaus, wobey er nicht versäumt, die Augen

fest zuzumachen, die Schultern einzuziehen, und die Nasenflügel mit dem Schnupftuch fest zu versperren.

»Das hast du herrlich gemacht!« sagte *Mophetuse* zu *Cancreladen*, sobald sie glaubten reden zu können, ohne gehört zu werden.

»Närrchen«, erwiderte *Cancrelade*, merkst du nicht, wie er alles so begierig »verschlang? Ich konnte nicht zuviel sagen, wenn ich das kleine Kästchen von Ebenholz recht fest packen wollte. Doch wir müssen immer noch sehr vorsichtig dabei zu Werke gehen. Was mir am meisten Muth macht, ist, daß der König keine so feine Nase zu haben scheint, als sein Page. Ueberdieß hat er soviel Parfüms an und um sich, daß wir von *der* Seite wirklich nicht viel zu fürchten haben. Da wir aber, wie die böse Welt spricht, nicht wie Balsam riechen sollen, so müssen wir unsre Zuflucht zur Kunst nehmen. Und wirklich liegt das Uebel wenigstens halb in unsern Kleidern: am besten ist's also, wir gehen gewaschen, gebadet, und nackt ins Kabinet, das Hemd ausgenommen, das aber vorher gereinigt und parfümiert werden muß, wozu wir wenigstens einen Scheffel Wachholdern brauchen werden.«

»Ja, aber wo ist denn das Hemd?« fragte *Mophetuse*. »Wir haben ja beide zusammengenommen nur zwei Hemden, und die sind obendrein zerrissen.«

»O schweig«, fuhr *Cancrelade* fort. du hast auch gar keinen erfinderischen Kopf. Aus zwei alten Hemden macht man ein neues: das darf unser kleinster Kummer sein. Aber wo nehmen wir den Finger her, der sich mir Ehren durch das Loch zeigen kann? Meinst du etwa deinen? Ja, wenn er nicht rüdig und schuppig wäre, wieder ganze Arm. Da sieh meinen! Ich hab' ihn immer geschont, weil ich die Zitter mit spiele. Wir schaben ihn, hobeln den Nagel ab? Ein bisschen Roth, ein bisschen Weiß aufgetragen und es muß ein Fingerchen werden, nach dem ein Kaiser lüstern werden könnte. Sobald *Kalilbad* das reizende kleine Kleinod zu Gesichte bekommt, wird er gewiß keinen zweiten sehen wollen. »Das schlimmste angenommen, kann man ja mit der Spitze der Zunge leicht eine kleine Änderung vornehmen, und ihm denselben Finger noch einmal

zeigen. Uebrigens beneide mir mein Glück nicht: ich schwebe in keiner geringen Gefahr. Habe ich aber nur das kleine Kästchen in den Händen, so gehört es uns beiden, und wir theilen die Krone redlich.«

Mophetuse überließ die erste Rolle ihrer Kameradin, deren Überlegenheit des Talents sie anerkannte, und beide arbeiteten gemeinschaftlich an den Vorbereitungen.

Die dreh Tage schlichen für den ungeduldigen König von Astrakan sehr langsam vorüber. Ihm kamen sie länger vor als drei Jahre. Endlich näherte sich die erwünschte Stunde. Blumen und Wohlgerüche sind auf seinen Befehl verdoppelt worden. Die Nacht hatte bereits ihren schwärzesten Schleier ausgebreitet, und der Page kommt und meldet, die Weiber, die er bestellt habe, wahrscheinlich um sich von ihnen wahrsagen zu lassen, wären da.

»Mir wahrsagen zu lassen, *Yanqua*«, rief er aus. »Du irrest dich. Sie verkündigen mir mein Glück nicht, sie selbst machen mich glücklich; führe sie zu dieser Thüre, und entferne dich dann, ohne einen Blick zurück zu werfen. Dein Glück, dein Leben hängt davon ab, ob du gehorchst oder nicht.« Der Page richtete ohne Widerrede den Befehl aus, den er erhalten hatte.

Die Weiber sind an der Thüre, und pochen dreimal leise an, ihre Ankunft zu melden.

Kalilbad antwortet durch drei gleiche leise Schläge.

»Seid Ihr da, Herr König?« fragte eine sachte, gedämpfte Stimme.

»Ja«, ich bin hier, schöne Feen«, antwortet *Kalilbad*, mit einer zärtlichen Stimme, die sein Entzücken vollkommen ausdrückte.

»Gebt wohl Acht, Prinz«, sagt die Stimme von außen. »Der kleine Finger wird sich zeigen. Fort! Durch . . . durch . . . durch, kleiner Finger!« — Und so kam der kleine Finger nach dreimaligem Absetzen herein.

Der König von Astrakan legte sich mit dem Bauch auf die Erde, um desto genauer beobachten zu können, was durch das kleine in der Thür angebrachte Loch sich sehen lassen würde. Er bewundert die herrliche Weiße des Fingers, und an der Spitze desselben die wunderschön gemalte Rosenfarbe. So schön war's, so schön, daß

man es für beseeltes Porzellan hätte halten sollen. In seinem Entzücken, im ersten Taumel hätte er das kleine Meisterstück gern mit Küssen bedeckt und verschlungen, zum Unglück aber konnte er nur mit der Nase an den Ort kommen, wo es sich befand.

»Seid Ihr zufrieden?« fragte die Stimme von außen mit einem zärtlichen Tone.

»Bezaubert!« antwortete die Stimme von innen.

»Nun wohl, Herr König, wollt Ihr glücklich sein, so löscht . . . löscht . . . löscht auf der Stelle das Licht aus.

»Lisch . . . lisch . . . lisch . . . aus, Licht!« rief *Kalilbad*, indem er die Wachskerze aushat. Sehr zufrieden mit sich selbst, daß er durch den Beweis seines Gehorsams gleich bei seiner ersten Unterhaltung mit bewiesen habe, wie er im Stande sei, die Sprache der Feen zu sprechen.

»Macht die Thüre auf!« sagte die zärtliche Stimme von außen.

»Seyd unverzagt!

Rollon verjagt!

Er flieht, wenn Ihr schlagt!

Kalilbad öffnet die Thüre, ergreift ein weibliches Geschöpf im Hemde, das ihm in die Arme läuft. Er trägt sie an den Ort der Bestimmung, und wirklich war die dürre Alte so leicht, daß er einen Geist zu tragen glaubte.

Der höchste Grad von günstigem Vorurteil kann die Stelle von Zauberei vertreten — die große Jugend das Spiel unbegreiflicher Täuschung werden; allein der Augenblick des ruhigen Bewußtseins folgt immer nach. *Kalilbad* kam bald in den Fall, Betrachtungen anstellen zu können; und so sehr er sich nach dem Gegenteil bemühte, so unangenehm war sie durchaus. »An was für einer Hand mag wohl der reizende Finger sitzen, dessen Anblick mich in einen so süßen Taumel versetzte?« So dachte er, und ergriff eine Hand, die sich eben auf das Kopfkissen verirrte, das Kästchen in Sicherheit zu bringen.

»Was macht Ihr da?«

»Ich untersuche«, antwortet eine etwas gestörte, ängstliche

Stimme, ob die Bedingungen erfüllt sind.«

»Ich müßte lügen«, brummte *Kalilbad* zwischen den Zähnen, »wenn ich sagen wollte, daß mir diese Untersuchung um ein Haar besser behagte, als alles übrige.«

Hier fing die Alte an, vor der Entwicklung zu zittern. Es verbreitete sich ein Geruch, den der Wachholdergeruch nicht ersticken konnte. »Beim T . . . , was für in abscheulicher Gestank ist das!« rief er aus. Das mag ein anderer aushalten. Entweder haben mich die Feen zum Besten, oder ich lasse mich von mir selbst, und den beiden alten Vetteln anführen. Laßt uns sehn!«

Er springt aus dem Bette. Er hatte sein Wort von sich gegeben, die Damen in der Dunkelheit zu empfangen, und es auch wirklich gehalten. Aus Vorsicht aber, bloß für sich selbst, und ohne im geringsten die Absicht zu haben, sein Vergnügen beleuchten zu wollen, hatte er eine Lampe mit drei Dochten unter eine große chinesische Vase verborgen. Er hebt den Deckel auf, und erblickt das häßlichste Schauspiel der Natur. Die Alte, unbeweglich, halb des Todes, und den kleinen geschminkten Finger am Ende des knöchernen Arms, der sich des Kästchens hatte bemächtigen wollen. Der ekelhafte Geruch ward immer stärker um dieses scheußliche, fast entseelte Geschöpf.

»Fürchterliches Ungeheuer!« rief er mit Entsetzen aus. »Du bist keine Fee, du bist die Mätresse des verworfenen Deggial.« Mit diesen Worten eilt er nach einem Fenster- reißt es hastig auf, ergreift die Alte, und wirft sie mit so leichter Mühe, als wär sie eine Feder, zum Fenster hinaus. Kaum hatte sie Zeit und Kräfte genug, ein paarmal laut aufzuschreien.

So wie er sich diesen eklen Gegenstand aus den Augen geschafft hatte, verließ er auch den Saal, der ihm durch den Geruch und die Erinnerung an sein verdrießliches Abenteuer auf einmal unerträglich worden war. Er legt sich in einem benachbarten Zimmer auf eine Ottomane, und versucht es, einige Ruhe zu genießen. Glücklicherweise hatte er die vorigen Nächte so wenig geschlafen, und sich durch die Vorbereitungen auf diese Nacht, die er Niemand hatte anvertrauen wollen, so ungewöhnlich stark bewegt, daß die

Müdigkeit über den Verdruß siegte, und ihn auf der Stelle in den tiefsten Schlummer senkte.

Die Alte verdiente ihr böses Schicksal. Der Natur der Sache nach hätte sie eine Höhe von dreißig Fuß auf einen sehr harten Boden fallen müssen: allein, wie es scheint, findet der Zufall ein Vergnügen daran, Geschöpfe dieser Art in der Luft aufzufangen, damit sie den Hals nicht brechen. Sie war kaum sechzehn Fuß von der Erde, auf der sie würde zerschmettert worden sein, als der Zweig eines Baums sie am Hemde aufhielt. Da schwebte sie, und zwar in einem solchen Gleichgewichte, daß man hätte glauben sollen, sie schwimme in der Luft. Es wehte eben ein reißender Wind, der den ganzen Baum erschütterte, und das ächzende Skelett, das jeder Erschütterung der Luft nachgab, stellte die fürchterlichste Vogelscheuche vor, die man nur in irgend einem Garten zur Verteidigung der Früchte hätte aufstellen können.

Die anscheinende Unordnung in der Natur hat sehr oft eine Art von Nutzen, den aber unsere schwachen Augen nicht immer aufzufinden vermögen. Der reißende Wind, der die Alte schaukelte, führte in größter Geschwindigkeit aus dem Innern von Persien nach Astrakan zwei Feen, die eben den einzigen Sohn eines Fürsten von *Georgien* und *Irimette* dem Schwert der Meuchelmörder entrissen hatten, unter welchem, sein Vater und der Rest der Familie unglücklicherweise gefallen waren. Das kleine Kind hatte die Reife ohne Frühstück antreten müssen, und die Damen hatten nicht einmal eine Tüte mit Zuckerwerk bei sich.

Cheridiane, die vornehmste von beiden, sagte zu ihrer Schwester: »Wir wollen hier etwas verweilen. In dem Baumgarten an dem Palast des Königs von *Astrakan* ist ein Apfelbaum, der herrliche Früchte trägt. Sie müssen jetzt reif und unserm Kinde eine angenehme Erfrischung sein.« So sprach sie: auf ihren Befehl senkte sich die Wolke, und schwebte um die Mauern des Gartens.

Bei Tag und Nacht sehen die Feen, und zwar ohne Brille, sehr weit. »Was erblicke ich?« sagte *Cheridiane*. »Ich seh ein Gespenst, das um den Apfelbaum schleicht. Will es ihn verderben? Will es ihn berauben? Aber nein, es schleicht nicht umher: es kommt, es geht:

es steigt nicht, es sinkt nicht. Hier ist etwas Außerordentliches im Spiel. Wir wollen hatten, und unser Buch zu Rathe ziehen.«

Die Damen fingen an, zu studieren, und vernahmen die ganze Geschichte des Königs von *Astrakan*. Schon seit langer Zeit hatten sie von seiner Thorheit reden hören, und ihn immer bedauert.

»Hier können wir«, sagten sie, mit Einem Steine zwei oder drei gute Würfe thun. Ohne seine Grille würde dieser Fürst gewiß sein ganzes Volk beglücken. Wir wollen ihm eine gute Lehre geben, und ihn warnen, nicht allen abgeschmackten Märchen zu trauen, die man ihm erzählt. Um eine von uns zu heirathen, die nicht wissen würde, was sie mit ihm machen sollte, schlägt er die Hand einer reisenden Prinzessin aus, die ihn liebt. Erst wollen wir diese Verbindung zu Stande bringen, und dann unsern kleinen Prinzen von *Georgien* in die Hände dieses neuen Paares geben, das sich so trefflich zusammen schickt. Auf diese Weise verschaffen wir ihm eine gute Erziehung und eine sichere Stütze. Unterdessen wollen wir uns ein wenig auf Unkosten des Königs und dieser alten Vettel belustigen. Wir werden freilich eine Reise nach Candahar thun müssen; doch das ist eine Kleinigkeit.«

Sowie die Damen diesen Entschluß gefaßt hatten, legten sie gleich Hand ans Werk, und beschäftigten sich die ganze Nacht damit.

Der Tag brach an, und die aufgehende Sonne schickte ihre Strahlen dem *Kalilbad* so senkrecht ins Gesicht, daß er davon erwachte. Der Ekel an den demüthigenden Auftritt mit der Alten erwacht mit ihm: er wird aufgebracht, das Blut kocht in seinen Adern — als ihm einfällt, daß er den Handel mit einem Mord geendigt habe: denn er zweifelt nicht, daß die Alte nicht in tausend Stücken zerschmettert worden. Kann er gleich den Vorwürfen des Gewissens über diese seine so unwürdige That nicht entgehen, so muß er wenigstens alle Spuren derselben vertilgen. Sie könnten das Publikum von einem Abentheuer benachrichtigen, dessen Auflösung ihn mit Schaam und Schande bedeckt.

Zitternd naht er sich dem Fenster, durch welches er die Alte so hastig fliegen lassen, und sieht sich im Garten nach ihr um. Man

denke sich sein Erstaunen, als er statt eines Leichnams, einen prächtigen Pavillon von weißem Sammt erblickte, der an den Zweigen des Apfelbaums befestigt war. Eine Aigrette von prächtigen Straußenfedern krönt den Gipfel des Pavillons. Goldene Quasten, aus glänzenden Catrisannen verfertigt, hängen unter jedem Bogen, und selbst die Wände des Zeltens sind reichlich mit Gold und Silber gestickt. Jedes Stück dieses schimmernden Werks verräth, daß es nicht aus Menschenhänden gekommen ist.

Kalilbad stürzt in den Garten hinab. Hinter den Vorhängen, die an Reichtum und Eleganz die Pracht der äußern Wände weit übertrafen, erblickt er eine schlafende Schöne, gegen deren Reiz nichts von dem was er bis jetzt gesehen, in Vergleichung zu stellen war. Eine schnelle, unwillkürliche Bewegung wirft ihn zu dieses Wunders. Nun fällt ihm wieder ein, was ihm die Alte zu wiederholten mahlen gesagt und eingeschärft hatte, um ihn gegen den untreuen Bericht seiner sämtlichen Sinne mißtrauisch zu machen.

»Unglücklicher *Kalilbad*!« rief er aus, man wollte dich glücklich machen: allein du warst es nicht wert. Nicht Einen Augenblick den Ekel überwinden zu können! So abscheulich er war, so war er doch nur vorübergehend. Sie ließ den Rest ihrer sterblichen Hülle in deinem Bette, um sie gegen ihre himmlische Bildung zu vertauschen und du, Unglücklicher, wirfst in deiner Wuth, deiner Narrheit, dieses schönste Meisterstück des Himmels, dessen Genuß dir vorbehalten war, zum Fenster hinaus. Öffne die Augen, schöne Beleidigte!« sagte er, indem er sich gegen die Schläferin wandte: »sieh die Thränen, die Verzweiflung eines unglücklichen Prinzen, der bereit ist den letzten Blutstropfen zur Begrüßung der Beleidigung, die von ihm dir widerfahren ist, zu verspritzen.«

Auf dieses Geschrei *Kalilbads* liefen die Gärtner aus allen Theilen des Gartens, wohin ihre Geschäfte sie gerufen hatten, zusammen. Sie begreifen nicht, zu welchem Nutzen, und wie ihr Monarch in der Zeit von Einer Nacht, einen so prächtigen Pavillon habe können aufrichten lassen? was er für Gründe haben mag, so bittere Klagen auszustoßen? wer die schöne Dame, an die sie gerichtet sind, sein, oder woher sie gekommen sein mag?

Doch keine von allen diesen Verwunderungen und Bestürzungen reichte an die von *Cancreladen*, den sie selbst war es, die die Feen mit diesem Staat und Pracht umringt, und mit dem glänzendsten Firnis überzogen hatten, der jemals aus den Schätzen der Schönheit und aus den Quellen des Brunnens der Jugend gekommen war.

Mit Erstaunen betrachtete die Alte ihre Hände, legte sie auf ihre Brust, wo sie Locken von dem schönsten blonden Haar fand, dessen Glanz mit dem Schimmer der Perlen um den Vorzug stritt. So wie sie die Revue fortsetzt, erblickt sie an ihrem Gürtel einen Spiegel mit Saphiren besetzt, sieht hinein, und sieht eine — entzückende Schönheit.

Ihre erste Bewegung ist, den Spiegel umzuwenden, und den wunderbaren Gegenstand zu suchen, den er ihr darstellt. Einen Augenblick drauf nimmt sie ihn wieder, und erblickt dieselbe Gestalt, die folgsam jede Miene ausdrückt, die sie mit Mund und Augen zu machen sucht. Die Größe der Überraschung macht sie eben so dumm, als schön, so daß sie noch nicht im Stande ist etwas von dem zu hören, was ihr *Kalilbad* sagt, der sich zu ihren Füßen in Betheuerungen und Entschuldigungen erschöpft.

Der Palast des Monarchen ist schon gedrängt voll von ganzen Haufen seiner Unterthanen, die die Neuigkeit des Tages bereits vernommen haben. Der Page hatte jedermann, der ihn anhören wollte, die Geschichte von den beiden Alten erzählt, von denen die Eine vergangene Nacht in der ekelhaftesten Gestalt von der Welt in den Palast gekommen, und diesen Morgen in einem seidenen und goldnen Pavillon schöner als Aurora erwacht ist.

Mophetuse war die ganze Nacht rings um den Palast geschlichen, nicht ohne Furcht, ihre Kammeradin noch vor Tags herausjagen zu sehn, Und immer auf dem Sprung, im Fall eines schiefen Ausgangs, sich sogleich auf und davon zu machen.

»Ho, ho!« sagte diese Ziegeunerin, hat der Teufel das für *Cancreladen* gethan, warum sollt' er's nicht auch für mich thun, die ich gerade eben soviel werth bin, als sie. Es ist mir niemals eingefallen, eine schöne Dame zu werden; wenn einem aber das Glück in die Tasche fällt, warum sollte man es nicht annehmen? Wir

wollen doch sehen, wie *Cancrelade* ihr Glück benutzt, und ob sie nicht das Kästchen wird vergessen haben.« So murmelnd näherte sie sich dem Garten.

Ohne etwas von ihrem köstlichen Abenteuer zu begreifen, fing *Cancrelade* indeß nach und nach an, sich in ihr Glück zu finden, und entschloß sich, es zu genießen. Sie giebt dem *Kalilbad* die Hand, der sie ihr auf die demüthigste Art darbot, um sie in den großen Saal des Palastes zu einem herrlichen Fest, und von da auf den Thron zu führen. Grazien, die in ihrem Leben nicht in ihrer Nähe gewesen waren, begleiteten ihre kleinste Bewegung: fast alles, ja sie selbst war sich fremd, als sie *Mophetusen* gewahr ward, die sich mit Gewalt durch die Menge drängte, und durch Zeichen, die sie unter einander zu brauchen pflegten, zu erkennen gab, daß sie sie durchaus sprechen müsse. Der Page erblickte sie auch, und rief: »Fort hier, Platz gemacht, bei Seite getreten! Dort seht ihr eine, hier ist die andre!«

Auf einmal wich jedermann aus. Der Respekt that mehr, als Gewalt und Befehl. An diesem Morgen machte ein von Motten zerfressener Frießmantel mehr Eindruck auf den ganzen Hof und die ganze Stadt von *Astrakan*, als selbst der königliche Talar.

So wie *Cancrelade* *Mophetusen* erblickte, blieb sie aus einer ganz natürlichen Empfindung stehen. Und bald gesellte sich eine Betrachtung dazu. *Mophetuse* stand, obwohl mit großem Unrecht, in dem Ruf eine gewaltige Hexe zu sein. Niemals hatte sie sich unterstanden, ein Wort davon gegen sie fallen zu lassen, aus Furcht, sie möchte ihr einen Schabernack anthun. Indeß ist sie es, die, da sie vielleicht eben den Mond bei guter Laune gefunden, ihr das Glück verschafft hat, das sie genießt; so hat sie alles von ihr zu fürchten, wenn sie nicht mit ihr sprechen wollte. Läßt sie sich aber auf eine Erklärung ein, so muß alles desto besser gehn. Aus alle Fälle muß sie sie kommen lassen: findet sich's, daß sie ihr ihr Glück nicht zu danken hat, so wird sich leicht ein Mittel finden lassen, ihrer los zu werden.

So überlegte die verjüngte Alte die Sache reiflich, ließ die Hand des Königs fahren, und ergriff die Ihrer Kammeradin. »Sire«, sagte

sie, »ich muß in den Pavillon zurück, und mich dort Einen Augenblick allein mit meiner Freundin besprechen.«

»Ihr und Eure Freundin, Madam, seid unumschränkte Gebieterinnen bei mir«, erwiderte *Kalilbad*, griff zugleich nach dem Saum von *Mophetusens* schmutzigen Mantel, küßte ihn mit der tiefsten Ehrerbietung, und entfernte sich.

Sobald *Cancrelade* und *Mophetuse* allein zusammen im Pavillon waren, rief die letztere aus; »Bist du's wirklich, oder bist du's nicht? Das nenn' ich mir doch ein Glück!« — »Ei nun ja«, versetzte *Cancrelade*: »aber gönnst du mir's nicht? War's nicht so dein Wille? — So rede doch.«

»Nu, was soll ich denn sagen?« erwiderte *Mophetuse*. »Wenn's der Teufel gewollt hat, so muß ich's wohl auch wollen. Aber sag mir nur, wie's zugegangen ist?«

»Wie, sagte die schlaue *Cancrelade*, »du hast also nichts erfahren? Ich dachte, du würdest wenigstens einen Theil von meiner Geschichte gehört haben. So merke denn wohl auf!«

»Anfangs, als ich in das Zimmer des Prinzen kam, war er ganz Feuer, und alles ging vortrefflich. Ich tappte mit der Hand herum, nach dem Kästchen, um es wegzunehmen, und mich damit fort zu machen: denn aus Vorsicht wollte ich meine Visite nicht zu lang werden lassen. Er überraschte mich aber dabei, und ward sehr mürrisch. Mir fing an, nicht wohl zu zu werden. Du weißt, was ich für eine Fatalität an mir habe, sobald ich anfangen, mich zu fürchten. Der Prinz springt aus dem Bette, holt ein Licht, das er unter einen großem Topf versteckt hatte: nun war ich verrathen und verkauft. Er ward toll, packte mich an, und warf mich wie einen Federball zum Fenster hinaus. Zum Glück fall' ich in den Garten auf einen Haufen, der zu Mistbeeten bestimmt war. Ich war nackt, der Wind ging sehr frisch, ich versteckte mich bis an den Hals in dem Haufen, legte auch über den Kopf das Stroh einen guten Fuß hoch, und rufe *Balabacra*.«

»Wer ist der *Balabacra*?« fiel ihr *Mophetuse* in die Rede. — »Es ist ein guter Geist«, antwortete *Cancrelade*, an den ich mich allemal wende, wenn ich mich in großer Verlegenheit befinde. Meine selige

Mutter hat mir den Rath gegeben. Ich rufte also *Balabacra*! Er kam, und fragte: »Was willst du von mir?« — Ich antwortete: Schönheit, Jugend, Reichthum! Und er: »Wie? nichts weiter als das! Ei nu, das ist gut, du steckst eben in der Form, worin man diese Dinge gießt. Du sollst alles haben. Nur halt' dich fein still in deinem Misthaufen. Du sollst von neuem wachsen, grünen und blühen, wie ein Rosenstock.«

»Daran soll's nicht fehlen, antwortete ich. Und so kroch ich immer tiefer in den Haufen, und drängte mich mit allen Kräften hinein. *Balabacra* thürmte alles über mich her, was er in der Nähe fand, wobei er immer seine Zauberformel zwischen den Zähnen brummte. Geduld! Geduld! rief er mir von Zeit zu Zeit zu:

»Alles, was stinkt,
»Verschönert und düngt!

und baute unterdessen, mich für meine Gefälligkeit zu belohnen, an diesem schönen Pavillon, der noch die geringste von seinen Galanterien ist. Von Viertel- zu Viertelstunde kam er, und sah nach, wie die Verjüngung fortschritt, und warf mir eine Schaufel Mist mehr über den Kopf.«

»Man verwöhnt sich nur, wenn man bei Königen schläft. Aus einmal fielen mir nur die Blumen und Wohlgerüche ein, die ich die Nacht über bei *Kalilbad* eingeathmet hatte. Ich ward ungeduldig, und sprang hastig aus dem Haufen. *Balabacra* eilte wie wütend herzu: »O du Närrin«, schrie er, die wieder zwölf Jahre hätte werden können! Geh! da hast du dich nun durch deine Ungeduld um sechs schöne Jahre gebracht! Lieber hättest du ersticken, als das thun sollen. Doch komm nun, und suche dich an dem Übrigen zu entschädigen. Die Weiber sind doch gar nicht imstande, ein kleines Übel zu ertragen.« Mit diesen Worten faßte er mich bei der Hand, und führte mich nach der Ottomane, auf der wir sitzen. »Schlaf, schlaf, Liebchen, sagte er, und warte, bis dein Geliebter erwacht.«

»Wie?« sagte *Mophetuse*, »du bist also jetzt nicht älter als zwanzig Jahre? »Und was hast du mit den sechzig andern gemacht?«

»*Balabacra*«, erwiederte *Cancrelade*, hat sie auf seine Rechnung

genommen. Er verhandelt sie an Leute, die ihres Lebens satt und müde sind.«

»Das mögen mir rechte Narren sein«, fuhr *Mophetuse* fort, »die ihm die Waare abnehmen. Aber das ist ja eine wahre Wundergeschichte, die du mir da erzählst. Und zu dem allen war nichts nöthig, als ein Misthaufen! Wir haben einen so schönen in unserm Hof!«

»Ach«, versetzte *Cancrelade*, »ich mußte erst zum Fenster hinausgeworfen werden, ehe ich den ganzen Werth eines solchen Dings schätzen lernte. Im Grunde, meine Liebe, lassen wir uns auf der Weit immer von unsern Nasen und Augen zum Besten haben. Ohne Mist würde die ganze Erde längst eben so ausgemergelt sein, als ich noch gestern war. Jedermann liefert täglich seinen Beitrag, und das ist das ganze Geheimniß, das ohne Unterlaß von neuem Blätter, Blumen und Früchte hervorbringt. Geh, geh, liebe *Mophetuse*, geh, folge mir, vergrabe dich in den unsrigen, aber so tief, daß dich niemand als *Balabacra* wieder herausziehen kann.

»Aber«, wendete *Mophetuse* ein, »ich kenne ja deinen *Balabacra* nicht.«

»Nimm eins von meinen Haaren«, sagte *Cancrelade*, »und binde dir's um den Hals. Sie kommen von ihm, und durch sie kann man ihn durchaus zwingen, zu erscheinen. Der Geruch des Mistes mag die noch so sehr nach dem Kopf oder nach dem Herzen gehn, halt wacker aus, und rufe mit lauter Stimme: Ba - la - ba - cra. Das wiederholst du dreimal, zwischen jedemale aber hältst du ein Weilchen inne. Kommt er noch nicht, so wartest du wieder eine Viertelstunde, und rufst dann von neuem, und so dreimal. Und nun muß er durchaus kommen, er mag wollen oder nicht. So wie er erscheint, wird er dich fragen: »Was willst du von mir?« Da mußt du ihm nun eben so antworten, wie ich: *Jugend, Schönheit, Reichthum!* Hierauf wird er dir, ohne Zweifel zur Antwort geben: »Und was ist mein, Lohn dafür?« Nun mußt du, und wenn du kannst, so knapp als möglich, den Nagel am kleinere Zähnen deines linken Fußes abschneiden. Dieses Geschenk wird ihn entzücken, und er wird alles für dich thun. Doch mußt du ihm in Allem freie Hände lassen. Wer

unter seinen Händen wieder zum Kinde werden will, muß sich nicht wie ein Kind zieren. Bitte ihn, es so einzurichten, daß du ohngefähr dreizehn oder vierzehn Jahr alt herauskommst. Ich nehme dich dann als meine Nichte an den Hof, und vermählt dich an den Groß-Tartarchan. Fort, tummle dich. Ich werde heute gekrönt. Morgen stell' ich dich dem Hofe als meine Nichte *Elmazine* vor. Wir dürfen den Leuten nicht Zeit lassen, unsern Stammbaum auszuforschen. Da wir nun wieder mir der Zeit ausgesöhnt sind, so müssen wir auch die Zeit zu benutzen suchen. Auf meine liebe *Mophetuse*, mach dich hurtig auf die Beine, und vergrabe dich kühn und entschlossen bis über den Kopf in unsern Misthaufen. Was du den Tag über thust, brauchst du die Nacht nicht zu thun.«

Die Alte ward durch diese unverschämte Beredsamkeit vollkommen überzeugt, und eilte mit schnellen Schritten nach ihrer Hütte.

»Lauf nur, lauf nur«, sagte *Cancrelade*, und sah ihr spöttisch nach. »Du wirst schön ankommen. Hätt' ich gewußt, daß du so gar dumm wärest, ich hätte gethan, als kennte ich dich nicht, und dich so behandelt, wie du verdienst. Indeß, was geschehen ist, ist geschehen. Geh und begrabe mit dir in deinen Misthaufen alles, was du von meinen wirklichen Geheimnissen weißt, und vorzüglich das unserer zu alten Bekanntschaft. Bei deiner halben Lunge kannst du keine Viertelstunde überleben.«

Mophetuse war nun fort, und *Cancrelade*, so ziemlich gegen alles gesichert, was sie von ihrer Unverschämtheit, Unbesonnenheit oder Bosheit vielleicht hatte befürchten müssen, erschien wieder am Eingange des Pavillons, reichte mit majestätischer Geberde dem *Kalilbad* ihre Hand, und so ging man nach dem Saal, wo das Fest gegeben werden sollte.

Die Musik des Königs führte den Zug an. Ein zahlreiches Gefolge vermehrte die Pracht desselben. Ein großer Haufe des höchst neugierigen, schwer im Zaum zu haltenden Volks störte mitunter die Ordnung in etwas. Indeß dieser feierliche Zug durch die Höfe und Gemächer des Palastes geht, kann man auf den viel freiern Weg der Alten, die dem Jugendquell entgegen zu eilen glaubte, einen Blick

werfen.

Das Verlangen, mit *Balabacra* zusammen zu kommen, gibt ihr Flügel. Es müßte ganz lustig anzuhören sein, wenn jemand die Geduld hatte, ihr nachzugehen. Sie spricht überlaut, und bricht ihre Reden auf eine ganz originelle Art ab.

»Über die *Cancrelade*! Sie hat mehr Ränke im Kopfe, als der böse Feind. — Das ist hübsch, die Hexerei von Mutter auf Tochter geerbt. — Aber so viele Jahre mit den Leuten zu leben, und kein Wörtchen zu sagen, und nun ganz auf einmal *Balabacra*! — — Hätt sie weniger gestunken, sie wär' noch ein armes, altes Weib. — Da seht mir nur das Glück — man wirft sie zum Fenster hinaus, sie fällt auf einen Misthaufen, und da fällt ihr *Balabacra* ein . . . *Balabacra*! ich will deinen Namen nicht vergessen, mein liebes, schönes Geistchen: aber du mußt mich auch nicht erschrecken. — Du mußt mir fein Schönheit, Jugend, Reichthum geben — und ist dir's um nichts zu thun, als um ein Stückchen Nagel, den sollst du haben, ein recht ansehnliches Stück. — Da sieht man, wozu es gut ist, wenn man sich die Nägel nicht abschneidet. Nimmst du den Leuten die Jahre ab? Von mir kannst du haben, so viel du willst. — Magst du doch sehen, wie du sie los wirst, ich nehme keine Minute wieder. — Lustig! ordentlich wie in Mutterleib zurückzukehren . . . Hurtig, *Mophetuse*, tummle dich — was das für ein Leben sein muß, jung und schön zu sein. — Das letzte bin ich leider niemals gewesen, und das erste ist so undenklich lange her — hurtig, hurtig, in den Mist, und zu *Balabacra*! —

Unterdessen war dir erlauchte Gesellschaft in den Saal gekommen, wo sie sich eben an Tafel setzen wollte. Eine Estrade mit einem« prächtigen Baldachin bedeckt, erwartete *Cancreladen* und den König. Noch hatten sie die wenigen Stufen nicht erstiegen, als ein unerwarteter Besuch, den die die Schweizer des Palastes anmeldeten, den König nöthigte, zurückzugehen, und ihn zu empfangen.

Es erschienen drei verschleierte Damen. Zwei von ihnen waren sehr prächtig gekleidet, und führten eine dritte an der Hand. Der Putz von dieser war ganz einfach; ihr Gewand fliegend und weiß.

Die Blumen, mit denen sie gekrönt ist, fallen in Guirlanden auf ihre Schultern und den Busen herab. Eine von den Damen hält ein Kind von sechs Jahren an der Hand, dessen engelhaftes Gesicht schön, wie der Kopf eines Liebesgottes ist. Die Hofpoeten sagten, die *Grazien* und der Gott von *Cythere* kämen, das Fest zu verschönern. Der König sah nach seiner Gewohnheit in diesem Besuch ein neues Abenteuer. *Cancrelade* sieht sie, ohne selbst zu wissen warum, mir scheelen Augen an.

»Wir wollen uns geschwind zu Tafel setzen, Sire«, sagte sie; »ich sterbe vor Hunger. Da können die Damen uns weiter erzählen, was sie herführt.«

»Nein, Madame«, antwortet *Kalilbad*. »Das hieße meine Schuldigkeit gegen Euch und gegen Eure Schwestern, die Feen, aus den Augen setzen, die ohne Zweifel kommen, unsere Vermählung mit ihrer Gegenwart zu beehren. Ich gehe, sie zu empfangen, und sie sollen mit uns unter dem Baldachin speisen.« Mit diesen Worten ging er seinen neuen Gästen entgegen, denen er ein sehr verlegenes Compliment, und doch das gerechteste und beste, das er vielleicht je in seinem Leben gemacht hatte.

»Prinz«, sagte die größte und schlankste von den drei Damen, »wir kommen, einem Feste beizuwohnen, das sehr angenehm für uns sein wird, so bald nur die Königin desselben einer Andern und Bessern Platz gemacht haben wird. Ich bin überzeugt, sobald wir uns haben zu erkennen geben können, so werdet Ihr uns unsern Besuch, der so recht zu gelegener Zeit kommt, Dank wissen.«

»Und was kann Euch abhalten, meine Damen? Seid Ihr nicht gewiß, mit entblößtem Gesicht hier über alle Herzen zu siegen? Gibt es eine Art von Huldigung, auf die Ihr hier nicht Ansprüche zu machen habt?«

»Wir spielen nicht gern ein ungleiches Spiel, Sire«, versetzte die verschleierte Dame. »Ehe wir uns für das zu erkennen geben, was wir sind, wird eine gewisse Person, die sich hier für etwas ausgibt, was sie nicht ist, sich gefallen lassen, ihre Maske abzulegen. Das ist die beste Partie, die sie ergreifen kann.«

Jedermann sah sich neugierig nach der angegebenen Maske um;

Niemand konnte sie entdecken. *Cancrelade* allein schien etwas mehr von dem Zusammenhang der Sache zu wissen, und machte, ohne zu überlegen, eine Bewegung, als ob sie sich entfernen wollte.

»O bleibt hier, Madam«, sagte die verschleierte Dame, die bereits das Wort geführt hatte: »Eure Gegenwart ist zu notwendig. Man kennt Euch hier nicht, wo Ihr Anstalten macht, eine so große Rolle zu spielen. Sagt wer Ihr seid, ohne Umschweife, ohne Ausflüchte. Stoßt Ihr in Euerm Abgeheuert auf einen Umstand, der Euch unbegreiflich ist, so wird man ihn Euch erklären; allein bedenkt Euch nicht . . . «

In gewissen verwickelten Situationen sind List und Verschlagenheit nicht im Stande, den Mangel an Klugheit zu ersetzen, die allein den besten Ausweg zeigen kann. Überdieß war *Cancrelade* die Sklavin eines hitzigen Naturells, das durch die Länge der Zeit nicht milder worden war. Ungestüm und Unverschämtheit waren die beiden Hauptingredienzen ihres Charakters. Auch hier konnte sie ihn nicht verleugnen. Ihre Wangen färbten sich hochroth, ihre Blicke wurden Feuerstrahlen, ihr Mund verzernte sich. Die schönen Locken ihres Haares erhoben sich, und flogen umher wie die Schlangen, die um das Haupt einer Furie zischen.

»Ich weiß nicht«, sagte sie zur verschleierten Dame, »was Ihr mit Eurer Maske sagen wollt. Es sind keine andern Masken hier, als die Ihr tragt; und da ich hier Gebieterin bin, so befehle ich Euch, auf der Stelle den Saal zu verlassen, oder ich lasse Euch hinauswerfen.«

»Seht da«, versetzte die verschleierte Dame, »das ein sehr gebieterischer Ton für eine Königin, die Niemand kennt, eine sehr herbe, harte, grobe Rede in dem Munde eines Frauenzimmers, das so jung und artig *scheint*. Kommt, setzt Euch hier nieder, dreiviertelstündige Majestät! wir wollen doch untersuchen, was für einen Kern die schöne Schale hat?«

Auf dies Befehl setzte sich *Cancrelade*, wie versteinert, wider ihren Willen auf ein Bänkchen. Es war ihr, als zöge sie eine unsichtbare Gewalt.

Die verschleierte Dame zog ein Stäbchen aus ihrem Ärmel, schlug dreimal damit auf die Erde, und sagte ganz laut:

»Eins — zwei — drei — mal!
Gehorcht dem Ruf, versammelt euch
all!
Der schlimmste von euch erschein hier
im Saal!«

In demselben Nu riß sich eine weiße und karmosine gestickte Rose mitten auf dem türkischen Teppich, mit dem der Fußboden des Saals unter dem Baldachin bedeckt war, mit einem Geräusch los, als wenn eine Fallthüre mit Gewalt zugeworfen würde. Aus der Öffnung, die daraus entstand, kam nach dreymaligem Ansetzen ein kleiner, gehörnter, triefäugiger, raucher, krummbeiniger Zwerg zum Vorschein. Er war nackt, ein schmutziges Tuch diente ihm statt eines Gürtels.

»Ah, bist du's, Rudugu«, sagte die Dame im Schleier. »Woher kommst du? Antworte! Ich befehle dir's!«

»Ich komme tief aus dem dunkeln
Schacht;
Wo alles schwarz ist, der Tag wie die
Nacht.«

»Was macht dein Herr?«

»Mein Herr stellte gern einen Löwen
vor,

Allein sein langes, langes Ohr
Guckt stets durch die falsche Haut
hervor.«

»Und was ist dein Gewerbe, Herr
Spaßvogel?«

»Ich treib's, wie die Herren Philosophi,
Und modischen Theologi:

Ich schwatze, weiß selber nicht was
und wie?

Zerstöre immer, und baue nie.«

»Wenn das ist, so bist du heute mein Mann. Entkleide mir einmal diese Prinzessin hier von ihrem Staate, damit sie sich nicht weigert, ihr Nachtlager wo anders, als hier aufzuschlagen.«

Rudugu breitete sein Tuch auf die Erde aus, und machte sich nun mit allen Kräften über die unbewegliche *Cancrelade* her.

»Hurtig, hurtig, ohne Frist,
Zur Kameradin auf den Mist!«

Und nun sah man wie er schneller als der Blitz, Haare, Zähne, Busen, Hüften, alles durcheinander mit der einen Hand von ihrem Leibe abriß, und mit der andern säuberlich in das Tuch packte. Die Haut schuppte sich unter seinen Klauen ab, wie eine Fischhaut unter dem Messer eines Holländers, und rollte sich hurtig zusammen als wenn sie geröstet würde.

So ward *Cancrelade* in Einem Nu ausgezogen, und bot in ihrer alten wahren Gestalt den Augen ein eben so widerwärtiges Schauspiel dar, als ihr Anblick unter dem Pavillon entzückend gewesen war. Nun hörte auch ihre Unbeweglichkeit auf. Der Wille der Fee, der sie fest auf ihrem Platz hielt, wirkte nicht mehr, sie stand eilig auf, floh beschämt und zitternd durch die Zimmer und Höfe des Palastes, verfolgt von Zischen und Gelächter, und auf der Straße von Hunden geneckt, die irgend ein böser Geist auf sie loszuhetzen schien. Dieß war ihre Begleitung zu dem Misthaufen, wo ihre würdige Kameradin von dem abscheulichen Geruch betäubt und fast im Begriff war, den Geist aufzugeben.

Mophetuse, die das außerordentliche Geräusch bei ihrer Ankunft täuschte, glaubte der Geist, den sie so lange vergeblich gerufen hatte, käme ihr endlich zu Hilfe. Sie streckte den Kopf aus dem Unrat, in den sie vergraben war, hervor: »Ei so komm doch, Balabacra! ich ersticke ja!«

Wir müssen nun die beiden Alten sich auf ihrem Misthaufen zusammen verständigen lassen. Sie sind hier nicht in fremdem Lande. Interessantere Personen, als diese elenden, falschen Geschöpfe, rufen uns zurück nach dem Palast des Königs von *Astrakan*.

Rudugu ist bereits, beladen mit seinem Paket, durch die Öffnung, aus der man ihn hervorkommen sehen, wieder verschwunden. Die Rose heftete sich, gleichsam von selbst, an den Teppich, und zwar so genau, daß man nicht den geringsten Riß entdecken konnte.

Die verschleierte Dame richtete ihre Rede an *Kalilbad*, der von der ungewöhnlichen Scene, von der er Zeuge gewesen war, noch ganz betäubt da stand.

»Ihr seht, Prinz«, sagte sie, »nur was für einer abscheulichen Kreatur Ihr Euch hättet verbinden können. Doch darf ich Euch nicht verschweigen, daß sie an dem letzten Blendwerk, das Euch bald so theuer hätte können zu stehen kommen, nicht Schuld war.«

Und nun enthüllte sie ihm das Geheimniß dieser glänzenden Verwandlung, die sie einzig in der Absicht vorgenommen hätten, ihm die schädlichen Folgen der Begierde nach Wundern zu zeigen, und ihm den unmäßigen Hang danach zu benehmen.

»Sire«, fuhr sie fort, »wie leicht wäre es, bei Eurer so allgemein bekannten Sucht, keine andere, als eine Fee zu heiraten, möglich gewesen, daß es einem weit listigeren und klügeren, aber auch noch schlimmerem Weibe, als *Cancreladen*, gelungen wäre, Euch eines eben so glänzende, und nur besser eingerichtete Schlinge zu legen. Setzt Euch gegen einen solchen Betrug in Sicherheit. Verheiratet Euch. Das Interesse Eurer Staaten und Euer eigenes erfordern es. Allein, laßt ab, nach einer ungleichen Verbindung zu streben. *Ich* bin eine Fee, und habe Euch eben die unwiderleglichsten Beweise davon gegeben. Unsere Existenz ist keinem Zweifel unterworfen, da man aber, bis aus den heutigen Tag, nichts als Lügen und Erdichtungen, und kein wahres Wort von uns erzählt und geschrieben hat, so war es Euch freilich nicht möglich, einen richtigeren Begriff von uns zu haben. Gesetzt auch, eine von uns konnte sich entschließen, Euch ihre Hand zu geben, (wiewohl das durchaus unmöglich ist) was wolltet Ihr mit einer Gemahlin machen, die es nur dem Schein nach sein könnte? deren Geschmack von dem Eurigen durchaus verschieden wäre, und alles, was Euern Sinnen höchst reizend und wünschenswerth dünkt, verschmähte? Ueberdieß würdet Ihr, und zwar ganz vergeblich, von ihrer Macht Wirkungen gegen die ewigen, unveränderlichen Gesetze der Natur erwartet haben. Eine unerschütterliche Ordnung kettet alle Dinge dieser Welt aneinander, und erhält selbst durch die anscheinenden Widersprüche, denen sie ausgesetzt ist, neue Stärke und Festigkeit.

Etwas können wir hierzu beitragen, das Wesen der Dinge selbst aber können wir nicht ändern. Unsere Macht dürft Ihr nicht nach den außerordentlichen Wirkungen, von denen Ihr Zeuge gewesen seid beurtheilen. Es ist ein großer Unterschied zwischen einem *Blendwerk* und einem *Wunderwerk*. Alles ist wahr in dem letztern, bloß die Mittel, durch die es wirklich wird, sind nicht natürliche Folgen der Kräfte der Natur. In dem ersten ist alles nur Schein. Die alte *Cancrelade* ist nicht verjüngt worden. Der prächtige Pavillon, unter welchem Ihr diese vorgebliche Schönheit fandet, ist mit samt dem Zauber, der ihn so herrlich ausputzte, verschwunden. Alles war nur Täuschung, und zwar sehr eingeschränkte Täuschung. Sie konnte nicht länger dauern, als ein Traum, dessen Bild sie war. Der Baumeister dieses künstlichen Betrugs war um nichts besser, als der Zerstörer desselben. Ich hätte, ohne so viel Umstände zu machen, durch einen bloßen Hauch diesen farbigen Dunst zerstreuen können; allein es war mir darum zu thun, Euch die wahren Urheber der gefährlichen Betrügerei, deren Ihr Euch aussetztet, kennen zu lehren, um Euch für die Zukunft ein Mißtrauen gegen sie einzuflößen, und an einem sprechenden Beispiele zu zeigen, was denen begegnen kann, die sich nicht vor dem Blendwerk der Illusionen in Acht nehmen. Mit Einem Worte, Prinz, nichts ward gemacht, nichts ward zerstört: blos Eure Augen, die Augen Eures Hofes, waren bezaubert. Unsre gewöhnlichen Beschäftigungen sind nicht von so niederer Art: ein lebhafteres Interesse, dessen Quelle Ihr mit der Zeit einmal kennen lernen werdet, bewegt uns, den armen Sterblichen, die für uns Gegenstände des Mitleids sind, so reich und geehrt, so vornehm oder weise sie immer sein mögen, beizustehen, und sie zu trösten. Wir beklagen sie sehr, denn sie sind wirklich sehr zu beklagen. Wir haben den zu frühzeitigen Tod Eurer vortrefflichen Mutter von Herzen beweint. Eure Hartnäckigkeit, leeren Luftgestalten nachzujagen, beschleunigte ihn um vieles. Ach! hättet Ihr der liebenswürdigen, tugendhaften Prinzessin von *Candahar* Eure Hand gegeben, hättet Ihr . . . «

»Ach, Madam«, sagte *Kalilbad* mit tränennassen Augen, die Bitterkeit dieses Vorwurfs dringt mir ans Herz. Erinnerst mich an

meine unverzeihliche Härte gegen meine Mutter, an meine Ungerechtigkeit gegen die reizendste Prinzessin der ganzen Erde.«

»Wolltet Ihr sie wohl wieder gut machen, Prinz?« fragte die Fee.

»Ob ich sie wieder gut machen will? Führt mich zu ihren Füßen, und Ihr sollt Zeugin meiner Freude, meines Entzückens sein, wenn Eure Macht, meine Zärtlichkeit und Reue mir Verzeihung erwerben sollten.«

»Um diese zu erhalten, braucht Ihr nicht weit zu gehen«, sagte die Fee. Mit diesen Worten hob sie, zugleich mit ihrer Schwester, den Schleier auf, der die junge Prinzessin von *Candahar* bedeckte.

Der ganze Hof von *Astrakan* ward von dem Anblick der Reize der schönen *Bellasire* geblendet. Ein eben so lebhaftes, als tiefes Gefühl, eine sanfte und naive Erschütterung gaben ihrer entzückenden Physionomie ein Leben, eine Wahrheit, einen Ausdruck, der sie äußerst rührend machte, ohne daß sie etwas von dem verlor, was ihr ein so anziehendes Ansehen gab. *Kalilbad* wirft sich zu ihren Füßen, und steht nicht eher wieder auf, als bis er das Gelübde seiner Treue abgelegt, und das ihrige dafür erhalten hat. Voller Erkenntlichkeit für die himmlischen Werkzeuge seines Glücks, dringt er in sie, daß sie die Gefälligkeit haben sich zu entschleiern, und sich ihm so noch näher bekannt zu machen.

»Um das zu erlangen wählt Ihr nun gleich nicht das rechte Mittel«, erwiderte *Cheridiane*. »Ihr würdet uns nicht so schön finden, als Ihr uns jetzt vermutet. Wir sind ernsthafte Schönheiten, und den Wahrheiten, die wir zuweilen den Menschen predigen, nur allzu ähnlich. Ihr seid noch zu jung, als daß wir uns Euch mit unbedecktem Gesichte zeigen könnten: doch haben wir eben kein Gelübde getan, Euch immer so fremde zu bleiben. Um Euch von unsern Gesinnungen in dieser Rücksicht zu versichern, lassen wir Euch ein Pfand unsers Zutrauens zurück, den rechtmäßigen Beherrscher von *Georgien* und *Irimette*, dessen Geschichte Eure Gemahlin weiß. Hier lerne er aus Euerm Beispiel, wie man verdient, über seines Gleichen zu herrschen: sobald wir Euch dieses kleine Meisterstück wirklich zu verdanken haben werden, sobald werdet Ihr uns auch mit unverhülltem Gesichte sehen. Doch, um Euch zu

trösten, daß Ihr vor der Hand nicht Alles erfahren sollt, will ich Euch ein Geheimnis mitteilen, ehe ich von Euch scheide. Eine schöne Frau mit heiterer schönen Seele, in der eine reine Leidenschaft glüht, ist das entzückendste Schauspiel unterm Monde. Hier habt Ihr es, mit diesem allein sei es Euch vergönnt, Euch zu beschäftigen.

IV.

Rachel oder Die schöne Jüdin.

Eine spanische Novelle.

Vorbericht.

Folgende Novelle ist aus der allgemeinen Chronik von Spanien gezogen. Sie hat den Stoff zu zwei, heut zu Tage sehr seltenen und fast unbekanntem Romanen und zu vier Trauerspielen in spanischer Sprache geliefert. Das letzte von diesen Schauspielen, das von *Don Vincent Garcia de la Huerta* auf die Bühne gebracht worden, ist das einzige, das sich darauf erhalten hat. Es gehört zu den weniger regellosen Stücken dieser Nation.

Der König *Alphons*, der die Hauptrolle hat, ist *Alphons Raymond*, Sohn *Raymonds*, Grafen von Burgund und Gemahls der berühmten *Arraka*. Dieser *Alphons Raymond* war, so zu sagen, der Hercules der Spanier. Im vierten Jahr seines Alters bestieg er den Thron, und gerieth in die Hände eines von seinen väterlichen Onkeln, der sich unter dem Vorwand, die Vormundschaft zu führen, seiner Person und seiner Staaten bemächtigte. Seine Mutter befreite ihn aus dieser Sklaverei, und nun ward er das Spiel der Fraktionen und Zänkereien zweier feindseligen, rivalisierenden Familien, der Familie *Castro* und *Cara*. Von allen Seiten ward er von den übrigen spanischen Königen, seinen Nachbarn, von den Mauren und Arabern aus Europa und Afrika angegriffen. Er erdrückte, so zu sagen, alle diese Schlangen, die seine Wiege umringten, mit dem Beistand der braven

Castillianer, deren Abgott er ward. Vor seinem zwanzigsten Jahre ließ er nicht ab, alles um sich her zu bekämpfen und zu besiegen: als er nunmehr aber im ruhigen Besitz der Kronen von Castilien, Leon, Galizien und eines Theils von Andalusien war, ließ er sich von einem heiligen Eifer hinreißen, im Gefolge *Gottfrieds von Bouillon* zur Eroberung des heiligen Landes auszuziehen. Die Chronikenschreiber lassen ihn die Könige von Persien, Syrien, und die Sultane von Ägypten überwinden, und bringen ihn drei Jahr darauf triumphierend an das Ufer des Tago zurück, wo ihn neue Lorbeern erwarteten. Die Mauren von Granada und Cordova, vereinigt mit denen aus Afrika, waren durch seine Abwesenheit kühn worden, und hatten auf seine und die benachbarten Staaten ein Unternehmen gewagt. *Alphons Raymond* besiegte sie, wie er bis jetzt noch mit allen seinen Gegnern getan hatte. Nachdem er neue Lorbeern in Guyenne eingeärrtet, und in der Ebene von Toulouse einen denkwürdigen Sieg davon getragen hatte, nahm er sich vor, sich mit seiner Gemahlin Irmengere ruhig in Toledo niederzulassen. Hier faßte er eine heftige Leidenschaft für eine Jüdin, die schöne Rachel genannt', und vergaß für sie alle Pflichten des Königs und Gemahls. Seine Gemahlin wird gezwungen, sich in die Festung Oreia zu begeben, wo die Mauren sie einschließen, ohne daß er sich im geringsten darum bekümmert. Hier darf ich einen Zug nicht unangeführt lassen, den auch schon ein jetzt lebender Schriftsteller erzählt hat, [Herr Cheniee in seiner Geschichte von Marocco.] weil er sehr geschickt ist, die Menschen und die Sitten dieses Zeitraums zu charakterisieren.

Irmengere, die andere Schriftsteller Eleonore nennen, antwortete dem Herold, der ihr die Aufforderung brachte: »Schämt Ihr Euch nicht, eine Frau anzugreifen, so lange Ihr noch Männer zu bekämpfen habt?«

Die großmüthigen Mauren blieben bei diesem Vorwurf nicht gleichgültig, sondern brachen die Belagerung ab, und wendeten die Gewalt ihrer Waffen anderswohin. *Alphons Raymond* führte indeß seine Kriege nur noch durch seine Generale, kam nicht aus den Mauern von Toledo, und war Vis- ein gänzlicher Sklave der Jüdin

worden. Die Castilianer, die nun unter dem Joche der Hebräer schmachteten, waren äußerst aufgebracht, aber nicht gegen ihren Monarchen: denn sie waren fest überzeugt, er sei durch einen Liebestrank bezaubert. Fast sieben Jahre lang ertrugen sie dieses Joch: endlich empörten sie sich, und ermordeten die Jüdin. *Alphons* der von seinen Ketten befreit war, rechtfertigte durch neue Thaten den Enthusiasmus, den seine Unterthanen für ihn hatten. Er ward von neuem das Schrecken der Mauern, so daß die übrigen unumschränkten Fürsten Spaniens, die seiner Klugheit eben so viel als seiner Tapferkeit zu verdanken hatten, ihm einstimmig den Titel eines Kaisers gaben, den er auch, so lang er lebte, beibehielt.

Die Romanzendichter behaupten, er habe in einer einzigen Schlacht zweimalhunderttausend Mauren erlegt. Er starb in einem Alter von vier- oder sieben und sechszig Jahren, mit den Waffen in der Hand, gegen sie streitend. Wenn man auch alles abrechnet und verwirft, worin die Chroniken sich widersprechen, und was die Romanschreiber und Dichter übertrieben haben mögen, so bleibt doch, selbst nach dem heutigen Urtheil der Nation über ihn, gewiß, daß *Alphons Raymond* einer der größten Könige war, die Spanien je hervorgebracht hat, und daß er unter den berühmtesten Männern einen ansehnlichen Rang einnehmen würde-, wenn ihm das Glück genauere Geschichtsschreiber und bessere Lobredner geschenkt hätte.

Fast möchte man sich bereden lassen, die Wahrheit der Erzählung von seiner schimpflichen siebenjährigen Unthätigkeit in den Armen einer Jüdin zu bezweifeln. Wäre die Sache wahr, und müßte man sie bloß auf die Heftigkeit seiner Leidenschaft schieben, so wäre der Held und zugleich mit ihm die Liebe entehrt. Man muß bei der Erklärung derselben seine Zuflucht zum Wunderbaren nehmen: dieß ist einer von den Fällen, wo man die gemeine Sage benutzen, und einen Gott oder einen Sterndeuter aus der Maschine hervorspringen lassen kann: und so läßt sich der Knoten dieser außerordentlichen Begebenheit mit weniger Unwahrscheinlichkeit schlingen und lösen. Hätte die Liebe den großen *Alphons* eine so lange Zeit hindurch einschläfern können, so würde nicht so plötzlich in Einem Augenblick

aufgewacht, und der Gegenstand des Schreckens der Mauren, der Zuversicht und Bewunderung von ganz Spanien worden sein. *Herkules* konnte wohl Vorbeigehn mit dem Rocken der Omphale spielen, um Gelegenheit zu einem Sinnbild zu geben, das man in der Folge nur zu sehr gemißbraucht hat. Hätte dieser Halbgott aber ganzer sieben Jahre hindurch unablässig gesponnen, so würde er nie seine Keule wieder haben führen können. Sein Vater Jupiter würde sich seinethalben nicht die Kosten einer Apotheose gemacht haben, und Hebe, die er ihm zur Gattin gab, würde vielleicht noch Jungfrau sein.

Alphons der Achte, König von Castilien und Leon, bestieg schon in seinem vierten Jahre den väterlichen Thron. *Ferdinand*, König von Arragonien sein Onkel mütterlicher Seits, bemächtigte sich, unter dem Verwand, die Vormundschaft zu führen, seiner sämtlichen Staaten: allein die edlen Castilianer entrissen ihren jungen Monarchen bald den Händen dieses Usurpators, setzten ihn wieder auf den Thron, sorgten selbst für seine Erziehung, und vertheidigten ihn ritterlich gegen die Unternehmungen, welche die Navarrer, die Portugiesen und Mauren gegen die Grenzplätze seiner Staaten gewagt hatten.

Der junge Held, durch den Muth und die Zuneigung seiner Unterthanen, und seine bereits erworbenen Siege, gegen den Ehrgeiz seiner Feinde gesichert, folgte, hingerissen von einem religiösen Eifer, im drei und zwanzigsten Jahre seines Alters, dem Heere der Christen zur Eroberung des heiligen Landes. Der berühmte *Gottfried von Bouillon* war der Anführer desselben, und *Alphons* theilte seinen Ruhm und alle seine Gefahren, kam glorreich zurück, sich dadurch mit neuen Lorbeern zu krönen, daß er die Mauren wegen der Verwüstungen, die sie während seiner Abwesenheit in einem Theil seiner Staaten angerichtet hatten, züchtigte.

Mit allen Gaben der Natur reichlich versehen, das Vorbild der Nacheiferung unter seines Gleichen, in allen bekannten Theilen der

Erde berühmt und geschätzt, Gemahl der liebenswürdigen *Irmengere*, von seinem Volke angebetet, der Abgott des castilischen und leonischen Adels, von einem glänzenden Hof umgeben, dessen ganzes Bestreben dahin ging, ihm zu gefallen, — war *Alphonss* der glücklichste von allen Monarchen der Erde. Auf einmal aber verleitete ein, dem Schein nach unbedeutender, Fehler, eine leere Neugierde, ihn zu einer unverzeihlichen und unbegreiflichen Schwachheit. Ohne etwas davon zu ahnden, beraubte er sich seiner Freiheit, und setzte sich dem Verlust der Liebe seines Volks, seiner Krone, seines Ruhms, und sogar seines Lebens aus. Mitten auf einem glänzenden Feste, zu welchem sich der junge Adel beiderlei Geschlechts in dem Palast von Toledo versammelt hatte, sog *Alphons* den ersten Tropfen von dem Gifte ein, das in der Folge ihm und seinen Unterthanen so gefährlich ward. Der einzige Günstling, den unser Prinz hatte, *Garceran Manriquez de Lara*, erschien dabei, wie in tiefes Nachdenken versenkt, er der bis jetzt für den muntersten und lustigsten unter allen Hofleuten gegolten hatte.

»Was hast du, *Manriquez*?« fragte ihn sein Gebieter.

»*Diana* ist mir ungetreu«, antwortete *Garceran*: »sie verläßt mich für *Don Alvares de Lunes*. Ich kann keinen Augenblick mehr zweifeln, da ich diesen Morgen durch das seltsamste aller möglichen Mittel davon überzeugt worden bin. Mein Stolz ist sehr gedemüthigt, und der Vorfall mir wahrlich nicht gleichgültig: doch das Gemälde, das mich unterrichtet und zugleich gekränkt hat, gibt mir viel mehr Veranlassung zum Nachdenken, als die Unbeständigkeit eines Weibes. Es ist in Geheimniß, Sire, mit dem ich Euch hier nicht unterhalten kann: es würde uns aus eine zu ernsthafte Unterredung leiten. Die Augen der ganzen Versammlung sind auf die Eurigen gerichtet, und suchen von eben der Freude zu glänzen, die Euch zu beleben scheint. Morgen bei Eurem Lever sollt Ihr mein Abenteuer erfahren.«

Nach dieser halben Entdeckung entfernte sich *Manriquez* heimlich aus dem Getümmel des Festes, und eilte nach Hause.

Den folgenden Morgen bei früher Tageszeit erscheint er beim König, den er noch im Bette findet. »Sire«, fing er seine Erzählung

an, »ich hatte schon seit einiger Zeit gegründete Ursache, an der Treue meiner Geliebten zu zweifeln. Ich ließ mir etwas davon gegen einen von meinen Knappen entfallen, der um mein Geheimniß wußte. Er schlug mir einen eben so kurzen als sichern Weg vor, hinter die Wahrheit zukommen. Er nannte einen Juden, der ein großer Cabalist wäre, und durch dessen Hilfe ich die geheimsten Gedanken meiner Untreuen erfahren könnte. Ich fand manche Bedenklichkeit versicherte mich, an sich selbst die Probe mit dem besten Erfolg gemacht zu haben: genug, ich ließ mich endlich bereden, ihm zu dem Wundermann zu folgen. Ich mußte eine Menge langweiliger Ceremonien abwarten, »deren ganze Einrichtung mir durchaus neu war. Sie waren, sagte man mir, nothwendige Vorbereitungen, wenn man in einige Verbindung mit Geistern kommen wollte. Ihr wißt, gnädigster Herr, daß ich die Existenz derselben von jeher geläugnet habe. Die Neugierde ward meiner Ungeduld mächtig: ich ließ mir die Gaukeleien und Mummereien gefallen. Als man mich hinlänglich vorbereitet glaubte, mußte ich mich vor einen Spiegel hinsetzen, in welchem ich ganz genau den *Alvares de Luna* in einer sehr zärtlichen, lebhaften Unterredung mit der Dame meines Herzens erblickte.«

Während dieser Erzählung des *Manriquez* zuckte *Alphons* ein paarmal die Achseln, und sagte: »Dein Knappe steckt mit dem indischen Charlatan unter Einer Decke. Was du sahst, war ein Gemälde, und nichts weiter.« —

»Ja, Sire«, versetzte *Manriquez*, etwas spöttisch, »in einem metallenen Spiegel, höchstens vier Zoll im Gevierte, konnte ich ein Gemälde von Figuren in Lebensgröße sehen, die den Originalen zum Sprechen ähnlich waren.«

»Du bist ein Castilianer, *Manriquez*«, erwiderte der König, »und also unfähig zu lügen: allein das ist doch möglich, daß man dich getäuscht, oder daß deine Leidenschaft dir ein Blendwerk vorgemacht hat. Ich fürchte die Folgen desselben auf einen so hitzigen Kopf, wie der deinige ist. Ich will deinen vorgeblichen Nekromanten selbst sehen. Er soll mir ein lebendiges Gemälde zeigen, oder ich züchtige ihn auf eine Art, die ihm die Lust benimmt,

gescheite Leute zu Thoren zu machen. Befiel ihm in meinem Namen, auf der Stelle vor mir zu erscheinen. Ich will lieber jedes andere Geschäft diesem nachsetzen, um nur dem Betrüger nicht Zeit zu lassen, Anstalten zu treffen, die uns seine Gaukeleien für Wahrheiten einreden könnten.«

Garceran geht selbst hin, den Juden zu holen, und kommt zurück. »Sire«, sagt er, »ich habe dem Rabbiner befohlen, mir zu gehen, und er folgt mir mit der größten Unbefangenheit auf dem Fuße nach.« —

»Ein Rabbiner?« versetzt *Alphons*, »und erscheint ohne Ängstlichkeit? So muß er wenigstens Doktor sein.« — »Nicht die geringste Furcht bezeugte er«, fuhr *Manriquez* fort. »Der Mann ist seiner Sache gewiß. Ich verheimlichte ihm nicht, daß Ihr, gnädigster Herr, ihn zu sehen begehrt. Er machte nur eine einzige Bedingung. Die Könige, sagte er, sind auf dieser Erde weit über die gewöhnlichen Menschheit erhaben; allein sobald es darauf ankommt, sie mit Wesen einer weit höhern Ordnung in Verbindung zu setzen, so treten sie in die gewöhnliche Klasse zurück, und wollen sie der Gemeinschaft der Himmlischen gewürdigt werden, so müssen sie sich allen Operationen unterwerfen, durch welche jeder Neugierige, von welchem Stande er immer sein mag, sich dazu vorbereiten muß. Ich habe es ihm versprochen, gnädigster Herr; habt Ihr aber nicht Lust, dieselben Bedingungen einzugehen, so entfernt sich der Rabbiner.«

»Ich bin sicher«, sagte *Alphons*, »daß *Garceran Manriquez* seinen König und Freund keiner Verlegenheit, oder einer unanständigen Handlung aussetzen wird. Ich will alles thun, was nötig ist, dem Menschen alle Ausflüchte zu versperren. Ich bin nicht im geringsten über die Art verlegen, wie ich ihn zur Reue über den Mißbrauch meiner Geduld und seine Kühnheit zu bringen hoffe, mit der er mich von seinen Kindereyen zu überzeugen denkt. Geh ihm entgegen, und führ' ihn herein.«

So führten auf der einen Sekte ein blindes Vertrauen, von der andern ein voreiliger Wahn, der von wenig Nachdenken zeigte, den gefährlichen *Ruben* an den Hof von Toledo ein. Zum Unglück des

Monarchen, und seines Volk's war dieser Bösewicht nicht so unvermuthet überrascht worden, als man glaubte. So sehr man durch einen plötzlichen Befehl alle Vorbereitungen von seiner Seite unmöglich zu machen wähnte, so kam er doch mit einem bereits vollkommen entworfenem Plane, dessen erwünschten Ausgang Unbesonnenheit und Verblendung auf gleiche Weise beförderte.

Alphons ließ sich alle Kleinigkeiten seines Einweihungs-Ceremoniels gefallen. Mit je größerer Gefälligkeit er sich allen Details dieser in seinen Augen lächerlichen Handlung überläßt, desto mehr Recht glaubt er sich zu erwerben, einen ernsthaften Ton gegen *Manriquez* anzunehmen, um ihn zu bewegen, dem Wahn, in den er verwickelt worden, zu entsagen; desto mehr, hofft er, soll der Jude seines Betrugs überführt werden.

Indeß *Alphons*, ohne es zu ahnden, auf dem Wege war, noch weit mehr getäuscht und Enthusiast zu werden, als *Manriquez*, hatte sich *Ruben* überzeugt, daß seine beiden Neophiten nunmehr hinlänglich vorbereitet wären, und daß alle Constellatinen ihn begünstigten. Er holte also den geheimnißvollen Spiegel hervor, und stellte ihn auf einen Schreischrank.

»Gnädigster Herr«, sagte er, »hier ist das Wunder, wovon man Euch gesagt hat. Der Spiegel wird Euch von selbst die Gegenstände zeigen, die Ihr zu sehen wünscht. »Meine Gegenwart, mein Befehl, meine Einwilligung sind ganz unnütz. Doch muß ich noch zum voraus erinnern: im Fall Ihr Beide ein und dasselbe Gemälde zu gleicher Zeit sehen wollt, so müßt Ihr auch Euer Verlangen zu gleicher Zeit äußern, und den Daumen von der linken Hand des Einen muß sich an den Daumen von der rechten Hand des Andern fügen.« Nach dieser gegebenen Belehrung entfernte sich der Rabbiner in ein benachbartes Zimmer, und verschloß die Thüre hinter sich.

War es Wirkung des kalten Bluts und der Zuversicht des Rabbiners, oder des Eindrucks der Ceremonien; genug, *Alphons* fing an, einen kleinen Schauer in seinen Gliedern zu spüren. Es war ihm nicht möglich, so kam es ihm vor, einen Schritt rückwärts zu thun. »Wenn«, sagte er zu *Manriquez*, »wenn diese Posse sich doch

einmal mit einem Spektakel schließen soll, so sey es wenigstens ein angenehmes Komm laß uns einander bei den Daumen fassen, da das doch ein wesentlicher Punkt ist, und das schönste Weib von ganz Spanien zu sehen begehren.«

Der König that diesen Wunsch, die Augen scharf auf den Spiegel gerichtet. Augenblicklich fing die Oberfläche desselben an trübe zu werden, und stellte, sowie der Nebel sich entwickelte, nach und nach einen von Wolken bedeckten Himmel dar. Der Nebel verschwindet und kommt wieder, als wenn einander entgegen wehende Winde ihn bewegten. Plötzlich aber klärte sich der Hintergrund auf, und es erschien ein siebzehnjähriges Mädchen. Ihre Tracht war von der größten Simplicität: das Haupt entblößt. Sie war in einer sitzenden Stellung, und schien mit einer Lectüre beschäftigt. Die Erscheinung war blendend, sowohl durch sich selbst, als durch das schimmernde Licht, von dem es beleuchtet ward. Sie legte ihr Buch auf einen Tisch, stand auf, und entfernte sich langsam, so daß man Zeit hatte, die Grazie, den Adel, und die Eleganz ihrer Taille, ihres Anstands, und ihr herrliches Haar zu bewundern, das mit dem Ende der Locken die Erde berührte. Einen Augenblick darauf ward der Spiegel von neuem trübe, und zeigte dann wieder die Eigenschaften eines gemeinen Spiegels.

Setzt man einen starken Geist durch ein täuschendes Wunder in Erstaunen, so geht er schnell von hartnäckigem Unglauben zum entgegen gesetzten Extrem über. *Alphons* faßte die höchste Meynung von *Ruben* und seiner Wissenschaft. »Ruf den geschickten Mann wieder herein«, sagte er zu *Manriquez*. »Sein Spiegel ist nicht zu bezahlen.«

Ruben tritt herein. Sein Aeüßerliches hat nichts von dem Wesen eines Mannes, der eben eine Art von Wunderwerk vorgebracht hat: er ist kalt und ruhig. *Alphons* Mienen aber haben sich außen ordentlich geändert. Auf einmal nichts mehr von der Adlerphysionomie, nichts mehr von seinem stolzen Anstand, seinem festen, zuversichtlichen Ton zu hören noch zu sehen. Ohne die Leichtigkeit und lange Uebung, die Könige besitzen, ihr Aeüßeres zu modeln, wie sie wollen, würde *Alphons* gewiß eine sehr demüthige

Geberde gegen den Rabbiner, den vorgeblichen Wunderthäter, angenommen haben. Doch konnte er sich nicht enthalten, ihm die prächtigsten Anerbietungen zum Lohn seiner Gefälligkeit zu thun. Der verschlagene Jude aber hütete sich wohl, das Geringste anzunehmen. Er spielte die Rolle des Uneigennütigen und Dienstfertigen.

Der Monarch war ganz verwirrt und zugleich ganz enthusiastirt. »Ist das, was ich gesehen habe, ein wirklicher, existierender Gegenstand?« fragte er Israeliten. — - »Allerdings, gnädigster Herr, erwiderte der Rabbiner, »wenn Ihr anders nicht ausdrücklich eine Luftgestalt zu sehen begehrt habt.« — »Wie?« fuhr *Alphons* fort, »dieses schöne, entzückende Geschöpf lebte irgendwo in Spanien?« — »Ich kenne den Gegenstand Eurer Neugierde nicht,« erwiderte *Ruben*; allein der Spiegel kann nicht lügen.« — »Und könnt Ihr mir sie nicht noch einmal sehen lassen?« fiel *Alphons* ihm ungeduldig und hastig ein . . . »Nein, gnädigster Herr, der Spiegel zeigt niemals dasselbe Objekt . . . « »Wie? ich soll diese göttliche Schönheit nicht wieder sehen?« »Ehe ich weiter etwas sagen kann«, versetzte der Hebräer, »so muß ich sie vorher selbst kennen lernen. Erlaubt mir, den Spiegel zu Rathe zu ziehen?«

Der König und *Manriquez* ließen den Nekromanten allein im Cabinet. Dieser gefährliche Mann hatte nicht nöthig, erst den Namen der jungen Person zu erfahren, deren Gestalt den beiden Freunden im Spiegel erschienen war.

Ehe noch der König ihn mit seinem Spiegel zu sich rufen ließ, war *Ruben* längst von seinem Entschluß unterrichtet, auch von dem, was er im Spiegel würde sehen wollen. Durch die Ceremonien der Einweihung, und die Verhältnisse, in die er ihn dadurch gegen den Zauberspiegel setzte, konnte er die Erscheinung nach seinem Gefallen einrichten. Doch er wußte wohl, daß es nöthig sey, eine geheimnißvolle Miene anzunehmen, und alles, was er that, als mit Schwierigkeiten und Bedenklichkeiten verbunden vorzustellen. Er ließ eine ziemliche Zeit verfließen, um die beiden Freunde in ihrem Glauben zu bestärken, als stellte er Operationen und Nachforschungen an. Endlich rufte er sie zurück, um seine Antwort

von sich zu geben.

»Die Schöne, gnädigster Herr, die Ihr zu sehen begehrt, heißt *Rachel*. Sie ist eine Jüdin, eine Waise, und wohnt in Cordova bey ihrer Familie.«

»In Cordova?« fiel ihm der König hastig ins Wort, und war schon ganz außer sich. »Noch heute mach ich mich an der Spitze von hunderttausend Mann auf, und hole sie . . . «

»Die Mühe und die Kosten einer so mächtigen Einholung könnt Ihr Euch ersparen, gnädigster Herr; wenn ich nur Euer Bildniß aus Eurer Hand erhalte, so bekommt es *Rachel* noch diesen Abend, und morgen früh macht sie sich aus den Weg, es Euch wieder zu bringen.«

Manriquez trug eine goldne Kette am Halse, an der ein Bildniß von *Alphons* hing. Dieses nimmt er seinem Günstling ab, und händigt es *Ruben* ein, ohne den Mißbrauch vorherzusehen, den der gefährliche Tausendkünstler davon machen kann. Der Hebräer entfernt sich, und verläßt den König von Castilien, nachdem er ihm vorher sein Ehrenwort wegen der Verschwiegenheit abgedrungen, in einem Strudel ihm durchaus noch neuer und unerhörter Ideen. Die Perspektiv in das Reich übernatürlicher Kräfte und Begebenheiten hat sich nun vor seinen Augen aufgethan, er brennt vor Begierde, seine Herrschaft bis dahin auszubreiten, und schmeichelt sich mit der Hoffnung, eine Menge erhabener und richtiger Kenntnisse einzusammeln, gegen welche er schon alle übrigen verachtet, die er sich bisher durch Studium, Erfahrung und Umgang mit irdischen Geschöpfen erworben hat.

Der Augenblick ist nahe, wo dieser so weite, ausgedehnte Gesichtskreis sich auf einen einzigen Punkt zusammenziehen wird. Und zwar ist dieser Augenblick derjenige, in welchem er das erstemal *Rachels* schöne Augen sehen wird. Der Nekromant hat Wort gehalten. Die schöne Jüdin ist von Cordova angekommen, und schon in *Rubens* Hause. Sie sehen, sich unsterblich in sie verlieben, zu ihren Füßen fallen, sich mit ihr allein, mit nichts sonst beschäftigen, nur für, nur durch sie leben und athmen — alles das war das Werk Eines Augenblicks, und *Alphons* nunmehrige Rolle.

Der Hof murrte, die Königin seufzte, beschwerte sich erst mit sanften, dann mit harten Worten, trennte sich dann von ihrem Gemahl, und zog sich vom Hof nach Oreia zurück. Die einzige Wirkung dieser Schritte ist, daß der König immer mehr verblendet, und in den Stand gesetzt wird, die Leidenschaft zu befriedigen, die den Meister über ihn spielt. *Rachel* schlägt nunmehr, auf seinen Befehl, ihre Wohnung im Palast auf.

Der Adel entfernt sich vom Hofe, und begnügt sich, auf diese Weise seinen Schmerz über die ganz unerhörte Revolution an den Tag zu legen. So eifersüchtig *Alphons* bis jetzt auf die Achtung und Zuneigung seiner Untertanen gewesen war, so gleichgültig blieb er jetzt bey einem so sprechenden Beweis des widrigen Eindrucks, den sein Betragen auf die Gefährten seiner glorreichen Unternehmungen machte. Niemand blieb bey ihm, als *Manriquez*; allein auch dieser sah jetzt dem liebenswürdigen *Garceran*, dem würdigen Sprößling des edlen Hauses de *Lara*, wenig mehr ähnlich. *Ruben* hat sich ihn, so zu sagen, leibeigen gemacht. Falsche Grundsätze waren an die Stelle von jenen getreten, welche die Grundlage der Erziehung dieses jungen Cavaliers ausgemacht hatten. In einem Augenblick verwelkte jene edle Blüte der Großmut und Hochherzigkeit, der Charakter des castilianischen Adels. Seitdem er ein Schüler von *Ruben* worden ist, ist er der Sklave der Einfälle der schönen *Rachel*, und ein kriechender Höfling von *Alphons*.

Da es *Ruben* nunmehr gelungen war, seine Pfl egtochter in die Nähe des Throns zu bringen, so benutzte er öffentlich und ungescheut das Ansehen in welchem er bey ihr steht, zu seiner eigenen Erhöhung, und zum Besten seiner Brüder, der Hebräer. Der König nunmehr in den Grundsätzen seiner eigenen Religion mehr *wankend* gemacht worden, glaubt dadurch den Willen des >Himmels zu befriedigen, daß er dieses herumirrende Volk mit Gnadenbezeugungen überhäuft, ja er gibt ihm sogar über diejenigen von seinen Unterthanen, die sich am verdientesten gemacht haben, offenbar den Vorzug. Handel, Zölle, Abgaben, alles kommt in ihre Hände. Castilien und das Königreich Leon seufzen unter ihren Neuerungen, ihren Monopolen, ihren Sitten und Unterdrückungen

aller Art. Jede Klage, die an den Fuß des Throns gebracht wird, wird mir Stolz und Übermuth zurückgewiesen. Alles, was an den König kommen soll, geht durch die Hände der herrschsüchtigen Rachel. Dieses sonderbare Weib, deren Äußerliches mit den schönsten Gaben der Natur geschmückt ist, lässt sich ganz von *Ruben* lenken und leiten, und bat ganz seinen schwarzen Charakter, Aus der genauen Schilderung der folgenden Begebenheiten wird man sehen, was für eine Art von Ungeheuer, Liebe und Kunst im Bunde, dem *Alphons* zum Gebieter und den unter dem Scepter dieses jungen und damals so unglücklichen Monarchen vereinigten Völkern zum Tyrannen aufgedrungen hatten.

Alphons blieb indeß in den Mauern von Toledo eingeschlossen, und verließ die Stadt in keiner andern Absicht, als um bisweilen das Vergnügen, das er in den Armen der Liebe genoß, mit dem Vergnügen der Jagd abwechseln zu lassen. Tag und Nacht war er mit Juden beiderley Geschlechts umringt, und wäre gewiß seinem Volke ganz fremd worden, wenn es diesem möglich gewesen wäre, einen Prinzen, der sein Abgott war, so weitaus den Augen zu verlieren. Es wartete geduldig, und ohne gegen ihn zu murren, ab, daß er gesättigt vom Genuß, und befreyt von der Leidenschaft die sich seiner mit solcher Gewalt bemeistert hatte, von selbst zur Ausübung seiner Pflicht zurückkehren würde.

Indeß verfloß ein Jahr nach dem andern, ohne daß das Betragen des Monarchen sich im geringsten änderte, oder die Unterthanen die mindeste Erleichterung ihrer Lasten, oder Schutz gegen Unterdrückung erhielten. Im Gegentheil, *Alphonsens* Verblendung schien durch die Menge Unglücksfälle, die Folgen derselben waren, nur zu zu nehmen, und die stolze Schöne, die ihn beherrschte, schien ihre Gewalt über ihn selbst durch jede neue Forderung und die Seltsamkeit ihrer Launen immer mehr zubefestigen. Sieben Jahre waren so Verstrichen, und die Geduld der Castilianer war noch nicht erschöpft.

Die Befehlshaber der Festungen widerstanden, fast ohne den geringsten Beystand von Seiten des Königs, den Anfällen der Muzaraben und der andalusischen Mauren. Die Völker beugten

ihren Nacken unter das Joch, und begnügten sich, den Himmel anzuflehen, daß er ihren edlen König von der Herrschaft einer abscheulichen Bezauberung befreyen möchte, denn alsdann hofften sie gewiß alle seine Tugenden im neuen Glanze hervorstrahlen zu sehen.

Die menschliche Geduld hat ihre Grenzen. *Rachel, Ruben* und ihre Günstlinge hatten sie ermüdet. Es entstanden kleine Zusammenverschwörungen durch das ganze Königreich Castilien, Leon und den Theil von Andalusien, welcher unter *Alphonsens* Bothmäßigkeit stand. Ein weiser, seinem Monarchen und seinem Vaterland gleich sehr ergebener Castilianer, sah die Folgen davon zum voraus. *Fernando Garcias de Castro* hieß dieser Edle, der von der zartesten Kindheit *Alphonsens* an um ihn gewesen war, und seine Freundschaft genossen hatte. Sonst war er auch sein Führer und Rathgeber gewesen. Er verachtete das Geschwätz des Pöbels tadelte aber eben so sehr die Aufführung eines Herrn, dessen Autorität er respektierte, und glaubte sich's und ihm schuldig zu seyn, an den Hof zu gehen, wo möglich dem König die Augen über die entstandenen Unruhen zu eröffnen, und ihm die Gefahr zu zeigen, der er sich aussetze, wenn er nicht ohne Zeitverlust die eingerissenen Mißbräuche abstelle.

Er steigt aus den Gebirgen Castiliens herab, wo seine Güter liegen, und wo er, nach edler Aufopferung seiner Kräfte für die Sicherheit des Vaterlands, der seinem Alter zuträglichen und unentbehrlichen Ruhe genoß, und machte sich auf den Weg nach Toledo.

Welch ein Schauspiel für einen treuen, ergebenen Unterthanen, für einen rechtschaffenen Patrioten! Alles ist in Bewegung, dem *Alphons* das Opfer des Gegenstands seiner Zuneigung abzudringen. »Freunde, Gefährten, Unterthanen, wie ich«, redete er sie an, »respektieren den Thron. E macht Eure Sicherheit. Habt Nachsicht mit den Fehlern des Monarchen, den Euch Gott selbst zum Herrn gab. Nicht uns kommt es zu, ihn deshalb zur Rechenschaft zu ziehen. Wie? Seh ich recht, oder täuscht mich ein Blendwerk? Castilianer rotten sich zusammen, empören sich! Vergeßt Ihr so die

Achtung und den Ruhm, den wir von allen benachbarten Nationen, die uns mit neidischen, eifersüchtigen Augen betrachten, verdient haben? Kann man noch eine Spur Eurer Tugend in dieser blinden, stürmischen, unordentlichen Hitze entdecken, von der Ihr Euch hinreißen laßt? Könnt Ihr gut sagen, des Ihr — legen sich Euren Plänen und Absichten Hindernisse in den Weg — nicht in Gefahr gerathen werdet, Eure Hände durch das abscheulichste aller Verbrechen zu besudeln? Ha! Castilianer, laßt ab! Hört mich an! Laßt uns nicht den kleinsten Schritt thun, der nicht edel, weise und unsrer würdig sey. Ich gehe zu *Alphonsen*, zu diesem König, dessen Herz ich kenne. Es gelang mir oft, ihn zurückzuhalten, wenn er sich in der Hitze des Streits zu weit verirrte. Seine brennende Begierde nach Ruhm hinderte ihn nicht, meine Stimme zu hören: er wird sie wieder erkennen, wenn ich ihm die Gegenstände Eurer Beschwerden vor Augen stellen werde: gewiß, ich werde den Weg zu seinem Herzen finden.«

Der ehrwürdige Greis bewegt und rührt, überredet aber nicht. Der zusammengerottete Haufe, den er in seinem Lauf stören wollte, ging unaufhaltsam seinen Weg mit jenem ernsten Schweigen fort, das reiflich überdachte Entschließungen, zu deren Ausführung sich Klugheit und Standhaftigkeit vereinigten, charakterisiren. *Garcias* fühlte nunmehr doppelt die dringende Nothwendigkeit, seinen Monarchen von der Gefahr, die ihm droht, zu benachrichtigen. Er spornt sein Pferd, so geschwind als möglich nach Toledo zu kommen.

Alphons lebte wie vergraben in dem Innersten seines Palastes, und argwöhnte nicht das Mindeste von den Triebfedern der Unruhen, die sich um ihn her zeigten. Er wollte eben diesen Tag ein Fest feyern, das seinen sämtlichen Staaten angekündigt worden war, ein Fest, das dem Andenken des Tages geweiht war, an welchem die Ufer des Tago ihn bedeckt mit den Lorbeern, die er in den Ebenen Ägyptens, Syriens und Idumäens eingeärntet, hatten zurückkehren sehen. Ein gewaltiger Zusammenfluß von Menschen schmeichelte seiner Eigenliebe, statt daß er ihn hätte unruhig machen sollen.

Fernando Garcias geht durch die Stadt. Jede Geberde, jeder Blick der Toledaner belehrt ihn von ihrer Theilnahme an der allgemeinen Verschwörung. Er sieht, daß es nunmehr zu spät ist, sie zu bereden, ihren Plan auszugeben. Desto dringender ist die Nothwendigkeit, bald eine Audienz beym König zu erhalten. *Manriquez* hatte das Geschäfte, jedermann, der den König sprechen wollte, vorzustellen.

»Es ist mir«, sagte *Garcias*, als er *Manriquez* im Vorzimmer des Königs fand, »es ist mir, ohnerachtet der Streitigkeiten unsrer Familien, sehr angenehm, den Erben des tapfern *Rodriguez Gonzales* hier zu finden. Unser Monarch ist in der äußersten Gefahr. Nicht als ob man gegen ihn selbst etwas unternahme; nein! Es gibt keinen Castilianer, der nicht mit Freuden seinen letzten Blutstropfen zu seiner Vertheidigung vergösse. Der Jüdin trachtet man nach dem Leben, und *Alphons*, den seine Leidenschaft verblindet, kann sich durch ihre Vertheidigung leicht in die äußerste Gefahr stürzen.

»Ihr, *Manriquez*, der Erbe eines so edlen Bluts, Ihr, dessen Jugendthaten so viel gerechte Erwartung erregten, seyd Ihr mein Einführer beym König, und meine Stütze! Endlich sehe man die Geschlechter von *Lara* und *Castro*, die aus verächtlichem Eigennutz einander so lange anfeindeten, sich zu dem edlen Zweck vereinigen, den Monarchen und die Nation von dem schimpflichen, unerträglichen Joch einer Jüdin zu befreyen.«

»Herr«, sagte *Manriquez*, »ich schmeichle mir, nicht aus der Art geschlagen zu seyn: allein ich glaube auch nicht, dazu bestimmt zu seyn, meinem Herrn Gesetze vorzuschreiben, und einem Weibe den Krieg anzukündigen. Ist es wirklich nöthig, nen Aufstand des Pöbels zu unterdrücken, so wird Nachsicht und Schonung niemals das Mittel seyn, dessen Gebrauch ich vorschlagen werde. Wagen es die Aufwiegler sich öffentlich zu zeigen, so sollen sie erfahren, daß ich nicht unwerth bin, der Sohn und Erbe des *Rodriguez de Gonzales* zu seyn. Es ist sehr begreiflich, daß Leute, die im Gebirge, weit entfernt vom Thron und Hof, in Vergessenheit leben, unruhig und mit einer Regierung, deren Einrichtungen zu tadeln ihr wichtigstes und einziges Geschäfte ist, unzufrieden werden müssen; daß sie sich aus Unbekanntschaft mit dem Lauf und dem Zustande der Sachen

durch Geschwätze, die die Verleumdung verbreitet, verführen lassen, daß sie endlich, da sie selbst längst über die Jahre der Empfindung hinweg sind, sich ihrer mürrischen Laune überlassen, sich zu Sittenrichtern aufwerfen, und die Leidenschaften ihrer Gebieter nach ihren Absichten leiten und lenken wollen. Enthalte ich mich nun gleich, sie öffentlich und geradezu zu tadeln, so kenne ich doch meine Pflicht zu gut, um mich von ihnen verführen zu lassen. Der König ist beschäftigt, und kann jetzt Eure Rede ohnmöglich anhören. Er wird im Augenblick von hier aufbrechen, und sich zur Feyer des Festes begeben. Sucht ihn mitten im Gedränge auf, und thut ihm da allein Eure Vorstellungen, wenn Ihr Euch noch immer einbildet, sie wären jetzt zur rechten Zeit und am rechten Orte angebracht.« Mit diesen Worten kehrte ihm *Manriquez* den Rücken zu, und ging wieder in das Zimmer des Königs.

»Tief gesunkener Höfling!« sagte der ehrwürdige Greis. »Wie beklagenswert ist *Alphons*, daß auch nicht Ein treuer Unterthan um ihn geblieben ist.«

Nach dieser traurigen Betrachtung war *Fernando* im Begriff sich zu entfernen, als er den *Alvarez Fanes*, den Kanzler von Castilien, mit königlichen Befehlen in der Hand, aus einem Cabinet kommen sah. *Alvarez* erstaunt, den *Garcias* hier zu erblicken. »Ihr in Toledo? alter guter Freunds Ihr am Hofe?« — »Ich merke wohl«, antwortet *Garcias*, »daß ein treuer Diener hier eine Art von Wunderthier seyn muß.«

Alvarez drückt ihm die Hand. »Kommt mit mir, lieber Fernando. Unser König hat jetzt hier und in der Gegend umher mehr Personen, die ihm treu und ergeben sind, als Ihr denkt. Laßt uns bey Seite gehen: ich habe einen sehr wichtigen Gegenstand auf dem Herzen, über den ich mich mit Euch bereden möchte. Alles scheint Freude zu verkündigen, und in Einem Augenblick vielleicht . . . «

»Nein, Fanes, Ihr dürft nicht fort: ich halte Euch. Wie, es ist eine Verschwörung im Werke, und Ihr seyd Mitverbrecher?«

»Ja, lieber *Garcias*, ich bin es, aber nur um *Alphonsen*, wider seinen eigenen Willen, zu retten. Die Jüdin muß sterben. Das ist das einzige Mittel, den höllischen Zauber zu vernichten, durch den sie

ihn an sich gefesselt hält.«

»Wie? Ihr wollt einem Weibe nach dem Leben trachten? Ihr wollt sie aus den Armen Eures Monarchen reißen? Ihr wollt ihn und Euch selbst den Gefahren eines allgemeinen Aufstandes aussetzen, ohne die Ausschweifungen zu fürchten, zu denen seine gekränkte Liebe und sein wieder erwachter Mut ihn verleiten könnten?«

»*Garcias*«,c fuhr Alvarez fort, unser Entschluß ist gefaßt. Das Wohl des Staats, unsere Liebe für unsern Monarchen, unser Eifer für die Religion sind unsere Führer. Wir freylich setzen uns keiner Gefahr aus: er selbst aber soll nie durch uns hinein gerathen. Allein die verhaßte Rachel muß sterben, und wär es in seinen Armen. Wäre der Tod dieses Ungeheuers nicht schon beschlossen, so würden die Ausfertigungen, die ich hier in der Hand habe, ihr Todesurtheil aussprechen. Was glaubt Ihr wohl? sie erklären die ganze jüdische Nation frey von allen Abgaben, jetzt, in demselben Augenblick, wo man Anstalten macht, eine neue Auflage aus dem ganzen Königreich zur Bestreitung der Unkosten der Belagerung von Cuenza zu erheben, um derentwillen man plötzlich ein Heer von zehntausend Mann zusammen gebracht hat.«

»O liebster *Fanes*,« sagte *Garcias*, »führt mich zum König. Daß ich Euch alle von dem Unglück rette, die königliche Majestät zu verletzen! Laßt uns einen Monarchen schonen, dessen Jugend uns so lieb und werth war. Laßt mich seine Füße mit meinen Tränen benetzen: steht mir bey, und wir werden ihn bewegen, daß er >Rachel und ihren Anhang von sich thut.

»Gesetzt auch, *Garcias*, es glückte Euch, so würde doch sein Herz immer dort seyn, wo diese Jüdin wohnte. Er würde nie seine ehemaligen Tugenden wieder annehmen können, er würde unter dem Kummer der Trennung erliegen.«

»Nein, *Fanes*! Ihr stellt Euch die Macht der Liebe in der Trennung viel zu groß und heftig vor.« — »Und Ihr, *Garcias*, Ihr schreibt alles auf die Macht der Liebe.«

Hier wurde die Unterredung der beyden ehrwürdigen Greise durch ein entferntes Geräusch und lautes Geschrey gestört, das jetzt bis zu ihnen drang. »Laßt uns eilen, Freund«, sagte *Garcias* zu *Fanes*,

»laßt uns eilen. Wir wollen uns unter die Wütenden mischen; wir wollen sie besänftigen, zurückhalten, auseinander bringen. Sie werden der Hitze unsers Eifers, sie werden unsern grauen Haaren nicht widerstehen können.«

Alphons hatte mit *Rachel* den Palast verlassen, und war auf dem Platz angekommen, wo das Fest gefeyert werden sollte. Beyde strahlten von Putz und köstlichem Geschmeide. Vor dem Wagen der Favorite fuhr der Wagen des Monarchen. Sobald sie das Volk aus dem Platz gewahr ward, drängte man sich herbey, sie einzuschließen. Tausend Stimmen riefen auf Einmahl: »Es lebe, es lebe *Alphons*, und *Rachel* sterbe.« Der König befiehlt seiner Wache, den Rückzug seiner Geliebten zu decken, deren Wagen in aller Eil den Rückweg nach dem Palast angetreten hatte. *Alphons* springt aus dem Wagen, und stürzt sich muthig in das Gedränge des Volks, das ehrerbietig ausweicht, und ihm Platz macht. Allein zehntausend Stimmen um ihn her fahren fort zu rufen: »Es lebe, lebe *Alphons*, er lebe ewig! Es sterbe, es sterbe *Rachel*! Tod und Verderben über sie und alle Hebräer.«

Wohin sich *Alphons* nur wendet, da entfernt sich der nachgebende Haufe, alles weicht ihm aus, nicht Einer tritt ihm in den Weg. Man hatte die Triumphbogen der Blumen, mit denen sie geschmückt waren, beraubt, um sie auf seinen Weg streuen zu können. Mitten unter diesen sonderbaren Verschworenen bemerkt man den *Fernando Garcias*; er greift sich außerordentlich an, ficht und streitet. Der König wird ihn gewahr, ohne daß er den Zweck seines Eifers errathen kann. Indeß fängt der Aufruhr nach und nach an sich zu stillen, das Geschrey scheint weniger einmüthig und zusammenstimmend, das Gedränge wird schwächer, der Haufe wird immer kleiner, und verschwindet endlich ganz.

Garceran war zu *Racheln* geeilt, und hatte ihr die Nothwendigkeit vorgestellt, für ihre Sicherheit zu sorgen, und sich in den Thurm zu begeben. *Ruben* gab er den Rath, sich dem Schutze seiner Geister zu empfehlen. Die Augen der Jüdin funkelten vor Zorn. »Läßt *Alphons*«, sagte sie, »mir diesen feigen Rath geben? Er, der der Damm zwischen dem Volke und mir seyn sollte? Und du, *Ruben*, du

zitterst? »Hat dein Golddurst dich soweit verführt, alle Reßourcen deiner Kunst zu vernachlässigen? Doch, du kannst nur Uebels, nicht Gutes thun. Deine Macht und deine Moral sind Zwillingsbrüder. Ihr, *Manriquez*, sagtet mir diesen Morgen, Fernando de Castro sey von seinen Bergen herabgekommen. Er allein ist's, der diesen elenden Pöbel aufwiegelt. Ihr könnt mit ihm gemeinschaftliche Sache gegen mich machen. Dieß wird auf eine ehrenvolle Weise den Zwist Eurer beyden Familien beylegen, und ich werde nicht einen einzigen Mann finden, der Muth genug besäße, mich gegen diesen alten Barbaren in Sicherheit zu setzen.« Während dieser Rede faßte sie mit einer fast wüthenden Geberde das Gemälde des Königs, das sie für beständig am Halse trug. »*Alphons*, sagte sie, indem sie das Bild anredete, von dir werde ich wegen der Unverschämtheit und Niederträchtigkeit deiner sämtlichen Unterthanen Rechenschaft fordern!«

Indeß *Rachel* sich so von der Gewalt ihres Zorns hinreißen ließ, indem sie noch immer auf ihre mannigfaltigen Reßourcen rechnete, näherte sich *Fernando Garcias* seinem Monarchen. »So, *Fernando*«, redete ihn *Alphons* an, »du warst also auch unter den Aufrührern?« — »Ja, gnädigster Herr«, antwortete der tugendhafte Castilianer, »und ich würde noch unter ihnen seyn, wenn der Aufruhr nicht gedämpft wäre. Ich eilte diesen Morgen hierher, Euch zu warnen, daß Ihr Euch nicht der schrecklichsten Gefahr aussetzen möchtet. Voll Schmerz, die Sachen, die im Werke waren, nicht eher erfahren zu haben, wollte ich wenigstens den einzigen Augenblick, den es mir noch vergönnt war, mit Euch zu sprechen, benutzen: *Manriquez* aber schlug mir den Zutritt ab. Laßt mir Gerechtigkeit widerfahren, Sire: glaubt Ihr, daß *Garcias*, den Ihr sonst wenigstens liebtet und schätztet, seine letzten Augenblicke dadurch hätte können brandmarken wollen, daß er sich zum Mitverschwornen eines Aufstandes gegen seinen rechtmäßigen Monarchen machte? Und doch fand ich unter diesen Leuten, deren Zahl ich nicht vermehren könnte, ohne in meinen Augen als ein strafbarer Verbrecher zu erscheinen, brave Krieger, Beschützer Eurer kostbaren Kindheit, die ihr Blut vergossen, ihr Leben mit Freuden aufs Spiel setzten, um nur

Euch den Händen der Usurpatoren Eurer Staaten zu entreißen. Ich erblickte die Gefährden Eurer glorreichen Thaten in den Gefilden von Palästina und Ägypten, und den Ebenen von Toulouse, die Vertheidiger Eurer Staaten, mir Einem Wort, alle die edelsten, großherzigsten, tapfersten, Castilianer. O mein Gebieter, wär es möglich, daß Herzen, die von einem so lautern Eifer für Euer Glück, Euer Wohlseyn, Euern Ruhm glühen, Gesinnungen entsagt hätten, die ihnen weit theurer sind, als das Leben, das sie so vielmahl für Euch in die größte Gefahr setzten? Nein, so etwas dürft Ihr nicht glauben. Die Stärke ihrer Ergebenheit und Liebe für Eure Person ist der einzige Bewegungsgrund der Empörung, über die Ihr Euch dem Scheine nach, zu beschweren habt. Jetzt da ihre ganze Thätigkeit kaum den eindringenden Feind an den Grenzen zurückzuhalten vermag, klagen sie, den Anführer nicht mehr an ihrer Spitze zu haben, dessen Schritte gewisser Sieg begleitete. Seit sieben Jahren schmachtet der Held von Spanien, vor den Augen seiner Nation und der Welt verborgen, in den Umarmungen eines jüdischen Mädchens, und der beste, der von seinem Volke geliebteste Monarch der ganzen Erde ist ihrer Raubbegierde und ihrer beschwerlichen Laune preisgegeben. Ja, mein König, Ihr werdet Eure und Eurer Unterthanen Ketten zerbrechen, Ihr werdet Euch aus dieser schimpflichen Sklaverey befreyen. Ich habe die Unvorsichtigkeit begangen, ihnen zu versprechen, Ihr wolltet die Jüdin und das ganze schändliche Geschlecht der Hebräer, die Eure Staaten wie Heuschrecken verwüsten, von Euch entfernen. Verzeiht Ihr nicht ihrem Eifer ihre Unvorsichtigkeit, hat mich der meinige zu einem Schritt verleitet, der Euch beleidigt; so umfasse ich Eure Knie, und reiche mein Haupt Eurem Schwerte dar. Es mag mein Betragen verantworten, so gut es kann.«

Während daß *Fernando de Lara* mit dem König sprach, beobachteten kleine hie und da umher zerstreute Haufen in einer gewissen Entfernung, jede ihrer Bewegungen. Als aber der edle Castilianer sich auf die Knie niederließ, so stürzten sie alle herbey, fielen auch vor dem König zu Füßen, und streckten bittend ihre Hände gegen ihn aus. Diese eben so eindringende als einmüthige

Stellung erweichte *Alphonsens* Herz. »Das was ihr von mir begehrt«, sagte er zu *Garcias*, »wird mir das Leben kosten. Doch ich kann dem Wunsche meines ganzen Volks nicht widerstehen: »geht, sagt dem *Alvarez Fanes*, ich lasse Rachel von mir, und verbanne die Juden. Ich befehle ihm, meinem Volke diesen Entschluß kund zu thun.«

In demselben Augenblick war die Ruhe in Toledo wiederhergestellt. *Alphons* kehrt in den Palast zurück. *Rachel* eilte ihm entgegen: er ging ihr aus dem Wege. »Geh, *Rachel*«, sagte er zu ihr, »mein Volk verlangt, daß ich mich von dir trenne.«

»Wohin ist es mit uns gekommen?« sagte *Rachel* zu *Ruben*, als sie nun mit ihm allein war. »Ein ganzes Volk verlangt meinen Tod; ein König opfert mich seinem Volke aus Feigheit auf. Wer wird mich von der Frechheit des Volks, an der Niederträchtigkeit des Königs rächen? Bin ich dieselbe Rachel, die gestern noch so vielen Provinzen Gesetze gab? Ist *Alphons* derselbe *Alphons*? Und du *Ruben*, der du mich in den Abgrund gezogen hast, der sich unter meinen Füßen öffnet, bleibt dir nichts übrig als der Schreck, dich zugleich mit mir hineingestürzt zu haben? Wo sind jene mächtigen Zauberkreise geblieben, die du dich sonst rühmtest machen zu können? Mache einen um mich her, der mich vor allem verbirgt, was mich umgibt, der mich vor mir selbst verbirgt! Räche mich an meinen Feinden: dein Beystand sey Himmel oder Hölle, mir alles gleich. Umringe uns mit Geistern, die mich meiner Ruhe und Unschuld entrissen, da ich Cordova unbekannt, arm aber glücklich lebte. Willst du solange mir deinen Anstalten verziehen, bis das Schwert deinen schwachen Zauberstab aus deinen Händen schlägt?«

»Hitziges Weib«, antwortete *Ruben*. »Es steht sich schön an, mir meine Wohlthaten hier vorzuwerfen. Verflucht sey der Tag, da meine fatale Neigung zu dir mich bewog, dir das Glück zuzuwenden, mit dem du allein durch die Vermittlung meiner Kunst überhäuft worden, und das ich auf eine andere und würdigere hätte leiten können! Ich bot alle Triebfedern meiner Macht auf, dein Glück fest zu gründen, und du hast es selbst durch deinen Stolz und Übermuth zertrümmert. Sie haben ein ganzes Volk gegen dich empört, das

meine Wissenschaft, dir unterworfen hatte.«

»Was willst du mit meinem Übermuth? Ungeheuer von Habsucht und Geiz!« versetzte *Rachel*. »Deine verhaßten Räubereyen und Unterdrückungen haben es aufgewiegelt.«

Ruben war zu sehr dabey interessiert, gelassen zu bleiben, als daß er sich den Aufwallungen des Unwillens hätte überlassen sollen, die diese gerechten Vorwürfe bey ihm erregten.

»*Rachel*«, sagte er zu ihr, »habe ich dir nicht schon mehrmals gesagt, daß ich den Erfolg meiner magischen Operationen der ersten in dieser Art, nun durchaus abwarten muß. Wollte ich einen neuen Versuch wagen, so setzte ich dein und mein Leben mutwillig aufs Spiel. Sollte indeß durch einen außerordentlichen Zufall die Wirkung des Zaubers, den ich ihm, gegeben habe, gestört seyn, so ist doch noch nicht alles verloren. Gib du dem Zauber eine neue Kraft! Verlange vor deiner Abreise *Alphonsen* noch einmal zu sehen. Der König kann dir diese letzte Gnade nicht abschlagen. Nähere dich ihm, ohne etwas anders blicken zulassen, als Betrübniß und Furcht. Wirf dich zu seinen Füßen, so schnell, daß er dich nicht zurückhalten kann. Ergreife ihn so fest, daß es ihm unmöglich wird, sich loszureißen, nun richte es so ein, daß dein Gemälde ihn berührt, und verdopple dann die Kraft des Zaubermittels durch die Macht deiner Thränen. Ueberlaß dich allen Empfindungen, die dich indem Augenblick ergreifen, bring' alle seine Sinnen von neuem in Aufruhr, und *Rachel* bleibt Königin. Aber still . . . *Manriquez* kommt. Laß dir nicht den kleinsten Vorwurf entfallen. Zeige ihm die Miene, einer Niebergeschlagenen Trostlosen, aber in alles ergebenen, was sein Gebieter über dich beschließen will!«

Manriquez trat näher, machte der Jüdin ein Hofcompliment, und kündigte ihr den Befehl an, der alle Juden nebst ihr verbannte. »O *Manriquez*«, sagte sie ihm, war ich in den Tagen meines bessern Schicksals glücklich genug, Euch Beweise meiner Freundschaft und Anhänglichkeit zu geben, so wage ich auch, in meinem jetzigen Stande der Erniedrigung, einen Beweis Eurer Dankbarkeit zu hoffen. Ich sehe ein, daß die Ruhe Eures Gebieters von unserer Trennung abhängt. Ich würde ihm dieses Opfer freywillig gebracht haben, auch

wenn man es nicht gefordert hätte: in meinem Herzen war es bereits beschlossen. Ich bitte nur um Eine Gnade, und ich unterstehe mich, die Erfüllung dieser Bitte von seiner Güte und Menschlichkeit zu erwarten. Da ich mich ans immer von ihm entfernen soll, so erlaube er mir wenigstens in seinen Blicken zu lesen, daß sein Herz nicht mit seiner Politik übereinstimmt, er die unglückliche *Rachel* noch lieben würde, wenn sie nicht dadurch, daß er sie zu sehr liebte, daß er zu sehr von ihr geliebt wurde, seinen Unterthanen verhaßt worden wäre. Ich will keinen Mißbrauch von dieser Gnade machen. Ich will ihn sehen und dann fort!«

Manriquez fand kein Bedenken, diesen Auftrag auszurichten. *Alphons*, noch immer Sklave von seiner unglücklichen Leidenschaft, glaubt ihr diese kurze und letzte Unterredung nicht abschlagen zu dürfen. Er setzt sich auf seinen Thron, um sie wenigstens durch den Schimmer der Würde in einiger Entfernung von sich zu halten.

Rachel erscheint, mehr nachlässig gekleidet, die Haare fliegend. Sie stürzt sich auf *Manriquez* und *Ruben*. Thränen fließen von ihren Wangen herab. »Mein König verbannt mich auf ewig von seinem Angesicht«, sagt sie, mit dem Ton des tiefsten Schmerzes, und einer von lauten Seufzern unterbrochenen Stimme. — »Ja, *Rachel*, antwortet *Alphons*, »ich trenne mich von dir. Wir haben ein ganzes Volk zum Richter. Unsre Liebe ist ein Verbrechen in seinen Augen.« — »Ach! Wie strafbar bin ich dann! rief *Rachel* aus, und ich werde in meinem Verbrechen sterben. O mein Monarch, (denn Ihr seyd nicht mehr *Alphons* für mich,) da ich mich in den Armen des größten Königs der Erde für die glücklichsten Sterbliche hielt, hätt' ich da ahnden sollen, daß irgend eine irdische Macht mich eines Tages aus diesen Armen reißen würde, um mich in den Abgrund der Schande, der Verzweiflung und des Todes zu stürzen. Die Liebe hatte den Zauber hervorgebracht, der mich an den Gipfel des Glücks erhob; sie war *Rachels* Gott, so lange sie sich geliebt sah. Jetzt, ach! wird sie nicht mehr geliebt, sie aber liebt mehr als jemals. Jetzt ist die Liebe aus einem Gott ein Tyrann worden.«

»Du würdest nicht mehr geliebt, *Rachel*?« rief *Alphons* außer sich. »Meine Untertanen sollen Richter über das Opfer seyn, das ich

ihnen bringe. Ich gebe ihnen mehr, als mein Leben, da ich dich von mir entferne.«

»Ach!« erwiderte *Rachel*, »*Alphons* hat gegen mich noch Muth, und er wähnt, der Stimme der Tugend zu gehorchen! Doch ich darf ihn nicht aus seinem Traume wecken! lebe wohl *Alphons*!« sie wirft sich zu seinen Füßen, küßt sie, und benetzt sie mit ihren Thränen. »O! ihr Füße meines Gebieters, mit welchem geheimen Entzücken unterschied ich eure Spuren. Künftig wird es mir nicht mehr vergönnt seyn, sie aufzusuchen und ihnen nachzugehen.« *Alphons* bemühte sich, sie aufzuheben. »Geliebte Hände«, sagte sie, indem sie sie faßte, und mit Küssen bedeckte, »man hat Euch den blutigen Befehl meiner Verbannung unterzeichnen lassen. Dieß sey die letzte Handlung der Schwachheit, die man von euch fordre! Reinige dich von dieser Schmach, trage Feuer und Schwert in die Gegenden von Granada und Cordova! Lebe wohl, mein Monarch, mein Gebieter, und der undankbarste aller Männer!«

Nur vergebens würde ich mich bemühen, — den Zustand zu beschreiben, in den die Reden und vorzüglich die hinterlistigen Liebkosungen der Jüdin *Alphonsen* versetzten. Er war ganz außer sich und wußte nicht, was er thun oder lassen sollte. *Rachel* war aufgestanden und machte eine Bewegung, als ob sie sich entfernen wollte.

»Bleib«, sagte der König, bleib!«

»Ich soll bleiben?« versetzte sie. »Gut so gebt mir Waffen! Setzt meine Gegenwart meinen König drohenden Gefahren aus, reizt sie die Bosheit eines aufrührerischen Pöbel gegen ihn auf, so will ich ihm entgegenfliegen, ihn zurücktreiben, und meinen König rächen. Doch, was träume ich? — Lebe wohl, lebe wohl, tapfrer *Alphons*, bis jetzt das Muster der Könige durch deine Standhaftigkeit. Möchten deine Unterthanen vergessen, was sie jetzt von deiner Gefälligkeit erhalten, und sich einbilden, du seyst wieder ihr Herr worden!«

So wie sie diese letzten Worte ausgesprochen hatte, machte sie Miene, als wenn sie sich eiligst entfernen wollte. *Alphons* kam von seinem Thron herab, eilte ihr nach, hielt sie an, und warf sich zu ihren Füßen. »Nein«, redete er sie an, »nein, göttliche *Rachel*! Du

sollst mich nicht verlassen! — »Ich sollte bleiben«, versetzte die Jüdin, »da Eure Krone, vielleicht Euer Leben, das mir tausendmal kostbarer ist, als mein eigenes, auf dem Spiele steht?«

»Du auf ewig Gebieterin meines Herzens«, fuhr Alphons fort, »beruhige dich! *Fernando de Castro* und *Alvarez Fanes* haben den Ausstand des Volks gestillt; die Truppen, die Cuenza belagern sollen, haben auf meinen Befehl ihr Lager nur sechs Meilen von Toledo aufgeschlagen, und weder für dich noch für mich ist das geringste zu befürchten.« — »Allein«, versetzte *Rachel*, »wer wird mich gegen die Feinde schützen, die sich unterstanden haben, mich öffentlich und ohne Scheu anzugreifen, wenn Ihr nicht die Hauptaufwiegler durch exemplarische Bestrafung in Furcht setzt?« — »Meine Liebe zu dir«, sagte *Alphons*, »und die Majestät des Throns werden dich schützen und vertheidigen. Komm, setz' dich neben mir, und alles krieche zu deinen Füßen!«

Rachel hat die Kühnheit sich auf den Thron zusetzen. Man läßt die Flügelthüren des Saales öffnen, und eine Menge bestochenes und niederträchtiges Gesindel nähert sich, der verwegenen Jüdin zu huldigen, und der König entfernt sich, um sie ihres Triumphs ungestört genießen zu lassen.

Indeß der unvorsichtige *Alphons* in den Abgrund zurücksank, aus welchem die Klugheit und der Eifer des treuen *Fernando Garcias* ihn so eben gerettet hatte, arbeitete dieser edle Castilianer gemeinschaftlich mit *Alvarez Fanes* an einem Plan, wie der Befehl, der *Rachel* und mit ihr alle Juden verbannte. in wenig Tagen durch das ganze Königreich in Ausübung gebracht werden könnte. Die Billigkeit richtete den Befehl so ein, daß dieses von der Nation verabscheute Volk, ohne alle seine Schätze die Früchte seiner Neuerungen und Mißbräuche, mitnehmen zu dürfen, dennoch sämtliche *Alphonsens* Herrschaft unterworfenen Staaten verlassen könnte, ohne ganz von den nöthigen Mitteln entblößt zu seyn, sich eine andere Freystatt auszusuchen, und die Bedürfnisse des Lebens zu befriedigen.

Die beyden ehrwürdigen Greise hatten, nicht das Geringste von der Revolution erfahren, die ihre Arbeit unnütz machte, und kamen

nun, sie vor dem Throne bestätigen zu lassen, und — Welch ein Anblick! Rachel harrte ihn inne. Sie blieben betroffen und unbeweglich stehen, Sie befiehlt, ihnen die Papiere wegzunehmen, läßt sie sich geben, überläuft sie mit einem flüchtigen Blick, und zerreißt sie. »Seht, sagt sie, »so muß man mit Befehlen umgehen, die durch Vermessenheit und Empörung erschlichen worden. Du, alter Barbar, sagte sie zu *Garcias* »sprich dir selbst das Urtheil aus, das dich aus Toledo verbannt! Du kannst da nicht anders, als auf einem Schafot wieder erscheinen. Und du, sagt sie zu *Alvarez*, niederträchtiger Diener der Launen des Pöbels, bringe erst deine Siegel her, dann gehe und sage ihm, daß, wenn er sich nur rührt, man seine Verwegenheit zu bestrafen wissen werde. Man wird Galgen aufrichten lassen, die ihn im Zaum halten sollen. Melde der Nation, daß Alphons, der bis jetzt nach ihrer Phantasie regierte, von heut an wirklicher König von Castilien ist.« . . . Alle Anwesende entfernen sich bis auf *Ruben* und *Manriquez*.

Die beyden Vertrauten der neuen Monarchin bemühen sich, ihr ein wenig mehr Mäßigung und Zurückhaltung einzuflößen, suchen sie zu bewegen, ihre Empfindlichkeit etwas mehr zu verstecken, und ihre Feinde nicht geradezu zu verfolgen.

»Wie«, antwortet sie ihnen, »ich sollte den Zepter mit zitternder Hand führen? »Meine Geschicklichkeit hat ihn in meine Hände fallen lassen, und so will ich dem Schicksal eine Schaamröthe abjagen, daß es mich bis jetzt davon entfernt hat. Ich will zeigen, wie man in bedenklichen Zeitläuften regieren muß. Bedenklichkeit, Schonungen sind die Hilfsmittel schwacher Seelen. Schlüg' ich sie nicht mit Einem Schlag zu Boden, so würden weitere Feinde Zeit gewinnen, sich zu erholen. Haben sie mich nicht in Furcht gesetzt? — Nun ist die Reihe an ihnen zu zittern! Sie müssen glauben, nichts könne sie gegen den Scharfblick meiner Augen sichern. O Rache, wie lechze ich nach der Süßigkeit, die du mir versprichst! Ich will ihrer genießen bey den dem Leuchten des Blitzes, dessen Donner mich zerschmettern sollte!«

So sehr *Manriquez* blindlings dem Willen seines Herrn ergeben, so sehr er Sklave der Schönheit, und durch die Verführung einer

langen Favoritenschaft halb entartet war, so war er dennoch nicht verdorben genug, daß nicht einige Empfindungen von Menschlichkeit und Gerechtigkeit — zu sehr vernachlässigte Früchte seiner Erziehung, und der edlen Muster, die er sich in seiner Jugend zur Nachahmung vorgestellt hattete — bey dieser Scene in ihm hätten erwachen sollen. Das edle Blut, das in seinen Adern fließt, scheint wieder in ihm aufzuwallen. Nicht genug zwar, ihn zu bewegen, zu *Alphons* zu gehen, und ihm die häßlichen Züge in *Rachels* Charakter, die er eben entdeckt hatte, mitzutheilen; aber doch genug, um ihn im voraus die Folgen der Schwachheit seines Gebieters für ein so gefährliches Geschöpf befürchten zu lassen. Schau seit geraumer Zeit ist ihm *Rubens* Charakter kein Geheimnis mehr, und, halb gegen seinen Willen, sind sehr starke Zweifel, die erhabenen Kenntnisse dieses Mannes bey ihm aufgestiegen. Was kann eine Wissenschaft werth seyn, die, weit entfernt den Menschen, der sie besitze, über seine Gattung zu erheben, ihn den niedrigsten Leidenschaften, deren Einfluß die Menschheit entehrt und herabsetzt zum Raube überläßt?

Dies schlägt den Muth des jungen Castilianers ganz darnieder. Er glaubt eine unübersteigliche Mauer zwischen der Lage, in der er sich befindet, und dem Rückweg zur Tugend zu entdecken. Er fürchtet, seinen *Alphons* bald in einen Tyrannen verwandelt, und den Staat durch Elend zu Boden gedrückt zu sehen. Die nächsten Ereignisse scheinen seine Vermuthungen zu bestätigen. Die Juden werden von neuem durch ein Edikt von allen Auflagen befreyt, und diese sämtlich den Castilianern aufgelegt, die kein Mittel sehen, sie aufzubringen. Die Frechheit der Juden wird täglich größer, sie erlauben sich alle Ungerechtigkeiten, und kommt es zur Klage, so wird der gekränkte Theil noch dazu gestraft. Das Murren des Volkes, das in der Hauptstadt durch Furcht vor Martern und Strafen erstickt wird, erreicht nun die äußersten Enden von Alphonsens Staaten, und verbirgt sich im Schooß der Klöster für den Spionen der Hebräer, die allenthalben auf der Wache stehen.

Durch die Berichte ihrer treuen Emißarien beruhigt, aber hintergangen, läßt sich *Rachel* durch die scheinbare Ruhe

verblenden, glaubt, daß der Geist der Empörung ganz ausgerottet sey, und beschäftigt sich, im Schooß dieses eingebildeten Friedens, mit einem weit aussehenden Plane. Sie holt, *Alphonsen* zu bewegen, einen Hauptangriff auf die Mauren in Cordova zu thun. Sie will ihn selbst auf dem Zuge begleiten, und läßt schon die prächtigsten Anstalten zu ihrer Ausrüstung machen, als eine neue, noch weit schneller hereinbrechende Revolution ihre Pläne vernichtet.

Die Herrschaft, die sich Rachel in einem einzigen Augenblicke wieder über *Alphonsen* erworben hatte, brachte die Castilianer nicht gegen *Alphonsen*, sondern allein gegen *Rachel*, *Ruben* und die übrigen Glieder der jüdischen Nation auf. Sie beklagten ihren Monarchen, der bloß durch die Macht ihrer Zaubermittel überwältigt wurde, destomehr, für je unglücklicher sie ihn hielten. Ihre Liebe zu ihm ward durch die Erinnerung an seine ehemaligen Tugenden verstärkt, die mit der schändlichen Schwäche, deren Opfer er jetzt war, den auffallendsten Contrast machten.

Seine Befreyung ward einmüthig beschlossen. Die Beichtstühle wurden die sichersten Versammlungsorter, wo die Verschworenen ihre Verabredungen nahmen, und die Klügsten von den Religiösen unter allen Orden ihre Unterhändler.

Finden sie es für nöthig; den Ort ihres Aufenthalts eine Weile zu verändern, so dient das Gelübde einer Pilgerschaft, die Entschließung, sich zu einem der verschiedenen Corps zu begeben, die gegen die Mauren zu ziehen im Begriff sind, zum angeblichen Bewegungsgrund. Unterdessen hat man ganze Magazine von Waffen nach Toledo eingebracht, die die Stelle jener ersetzen, welche die vorsichtige *Rachel* den Bürgern abnehmen lassen. Die Vorrathshäuser der sämtlichen Klöster sind die Arsenale, in denen sie heimlich aufbewahrt werden.

Nach und nach haben sich *Baltharsar de Zuniga*, *Juan de Gusman*, *Pedro d' Avallos*, kurz, alle vornehme und edle Castilianer, die die Befreyung des Königs und des Staates suchen, heimlich unter verschiedenen Ordenskleidern in der Stadt eingefunden, unter die verschiedenen Religiösen, deren Gewand sie tragen, vertheilt,

und erwarten in der Einsamkeit der Klöster das Zeichen, das sie alle in Bewegung setzen soll.

Das Signal soll, der Abrede gemäß, von der Höhe der Cathedralkirche gegeben werden. Eine Wache, die sich heimlich im Glockenthurm aufhielt, beobachtete von da die Bewegungen in dem Innern des Palastes. Sie hat schon gemeldet, daß die Wache verdoppelt worden. Die mißtrauische *Rachel* hatte zu der Garde, die vorher bloß aus Castilianern bestand, eine neue von Fremden hinzugefügt. Doch, aus dem Fall, daß dieser neue Haufe den Eingang durch die Thore des Palastes wehren sollte, hat man schon eine hinlängliche Anzahl Leitern zusammen gebracht, um von allen Seiten auf einmal die Mauern ersteigen zu können.

Während diese Anstalten unter den Augen des *Alvarez Fanés*, der sich heimlich im erzbischöflichen Palaste aushält, in Toledo gemacht werden, hat sich *Fernando Garcias* auf seine Güter begeben, wo die Anhänglichkeit seiner Vasallen an seine Person, und die Stärke seiner Schlösser ihn gegen alle Nachstellungen der Jüdin schützen. Hier beseufzt er, mehr als jemahls, die Verblendung eines Königs und das Unglück des Volkes. Die Verschwörung entzieht sich seinen Blicken. Man fürchtet seine Grundsätze zu sehr.

Indeß, je dichter der Schleyer war, den die Verschwörung über sich gezogen hatte, desto stärker wuchs sein Argwohn, als er bemerkte, daß man sich mitten unter dem großen, immer zunehmenden Elend nicht einmal Klagen und Beschwerden mehr erlaubte. Und kaum fingen seine ansehnlichsten Nachbarn, unter mancherlei Vorwand an sich von ihren Wohnsitzen zu entfernen, als es in seinen Augen gewiß wird, daß sie von ganz andern Bewegungsgründen geleitet würden, und daß sein Aufstand im Werk sey. Für ihn war es äußerst gefährlich nach Toledo zu gehen. Würde man ihn auch nicht geradezu in Verhaft nehmen, so sah er doch ein; daß er für dem Dolchen privilegierter Meuchelmörder nicht sicher seyn könne.

Um nicht entdeckt zu werden, reiste er nur bey Nacht, und entschließt sich, in die Nähe von Toledo zu gehen, und sich in einiger, Entfernung davon in einem Landhause *Vandelos*, eines

burgundischen Edelmanns, ehemals in Diensten der Königin *Urraka*, der Mutter von *Alphons*, versteckt aufzuhalten. »Wie? Ihr seydet es, den ich hier sehe, edler *Fernando*«, sagte *Vandelos*, »und Ihr setzt Euch der Rache unsers Tyrannen aus? wißt Ihr nicht, daß in Toledo ein Preis auf Eurem Kopfe steht? — »Ich weiß es wohl«, antwortet *Garcias*, »allein ein Interesse, das dringender für mich ist, als meine eigene Sicherheit, nötigt mich, diesen Kopf aufs Spiel zu setzen. Die Sicherheit und das Leben meines Königs ist in Gefahr; ich fürchte eine allgemeine Empörung, die noch weit gefährlicher für ihn werden muß, als der erste Aufstand.« — »Ich wenigstens«, antwortet der Burgunder, »kann nicht den geringsten Anschein dazu entdecken. Man muß viel ausstehen, allein ich finde nicht einmal, daß man murt. Ich sehe nicht die geringste Bewegung. Man begnüge sich, in geheim zu beten, daß unser gute König endlich einmal aus den Klauen der Zauberin befreyt werden möge.«

»Lieber *Vandelos*«, antwortet *Fernando*, »die Jüdin hat auf ihren Lippen und in ihren Augen einen wahrhaften teuflischen Zauber. Sie hat einen Charakter, der, wenn er auch nicht der Charakter einer Hexe seyn sollte, doch um nichts weniger gefährlich ist.« — »Nein, nein«, unterbrach ihn *Vandelos*, »wie wäre es möglich, daß dieser Prinz, den ich noch als ein Kind auf den Armen trug, der nichts als Beweise von Güte, Großmuth und Gerechtigkeit von sich gab, den Ihr selbst im Schimmer so vieler Tugenden gesehen habt, wenn er Herr von sich selbst wäre, zugeben könnte, daß ein Weib . . . «

»Warum nicht«, fiel *Fernando* ein, wenn das Weib listig genug war, ihn vorher zum Sklaven ihrer Reize zu machen? Ich schone die Vorurtheile des Volkes, weil sie unserm König günstig sind, dessen Fehler sie zu verringern und zu entschuldigen scheinen: allein, lieber *Vandelos*, diese Vorurtheile können grausam machen, und jede, auch die mindeste Grausamkeit verabscheue ich. Begnügte man sich wirklich nur, zu beten und zu wünschen, so würde ich mich beruhigen; allein diese verführerische Stille schläfert mich nicht ein. Freund, nie ist diese Nation gefährlicher, als wenn sie aufs äußerste unterdrückt wird, und dabey gelassen und ruhig scheint!«

»Ein bloßes Vorgefühl bringt mich her. Ihr kennt die Freyheit, die

wir im Schooß unserer Bergne genießen. Die Pflanzschule junger Helden, von der ich umringt bin, erkennt ihre Abhängigkeit vom Throne, allein diese edlen Vasallen sind nicht fähig, wie sie es dem äußerlichen Scheine nach thun, grillenhafte und grausame Befehle, die täglich von daher kommen, mit knechtischem Stillschweigen anzunehmen. Ich besinne mich recht gut, wie sie die vergangenen Jahre über, indem sie die schönen Handlungen, die die Jünglingsjahre des Königs verherrlicht hatten, bis an den Himmel erhoben, doch zugleich laut und ungescheut seine genaue Verbindung mit der Jüdin tadelten. Jetzt sind sie ganz still. Unmöglich kann ich die Ursache diese Schweigens auf Furchtsamkeit schieben. Im Gegentheil, ich sehe sie im Geiste mit Anstalten zur Rache beschäftigt. Sie wird *Rachel* treffen, den König reizen, und ich fürchte alles von unserm Monarchen, sogar die Wiederkehr seiner Tugenden und seines Muthes. Seine Verachtung aller Gefahren könnte und müßte ihm selbst verderblich werden.

»Helft mir Acht aus alles haben, was vorgeht. Ich will den Nest meines Ansehens dazu anwenden, allen Gewaltthätigkeiten zuvorzukommen. Geht nach Toledo. Nichts kann die Einwohner dieser Stadt argwöhnisch gegen Euch machen. Ihr habt Zutritt im Palast. Geht in der Stadt herum: beobachtet Mienen und Blicke, habt acht, was man spricht, oder ob man schweigt, und seht, ob Ihr weder Unruhe noch ein heimliches Feuer entdeckt. Ich will Euch hier ruhig erwarten, wo ich gegen Ueberfälle aller Art gesichert bin.«

Vandelos läßt sich *Fernando's* Vorschlag gefallen, und tritt auf der Stelle den Weg nach Toledo an. Ein Billet, das er erhielt, nöthigte ihn ohne dem sich zur Versammlung einer gewissen Congregation bey den Dominikanern einzufinden. Er hatte schon oft dergleichen Einladungen bekommen. In den Verhandlungen einer Gesellschaft dieser Art war gewöhnlich von den Verschönerungen oder Ausbesserungen einer Kapelle, oder von der Unterstützung eines hilfsbedürftigen Mitbruders der Congregation die Rede.

Die dießmalige Einladung brachte ihn also auch auf keine andern Gedanken.

Indeß *Fernando* der Ruhe pflegt, und *Vandelos* unterwegs ist, wird

in Toledo alles zu der bevorstehenden Unternehmung zubereitet. Man hatte erfahren, daß *Alphons* den Palast verlassen wurde, um das Vergnügen der Jagd zu genießen. Dieß war der Augenblick, den man benutzen wollte, *Rachel*, *Ruben* und die Hebräer zu ermorden. Mit Sonnenaufgang gibt Ein Glockenschlag von dem Thurme der Cathedralkirche das Zeichen, daß die Equipage des Königs zurecht gemacht wird. Die übrigen Glocken wiederholen dieses Signal. Bald darauf gibt ein zweyter Glockenschlag das Zeichen, daß der König zu Pferde steigt. Endlich ein dritter und letzter, daß Er und seine Begleiter ganz aus dem Gesichte verschwunden sind.

Man hatte sich in den Kirchen zur Abwartung des Gottesdienstes versammelt. Auf einmal werden alle Thüren verschlossen. In jeder besteigt ein Geistlicher die Kanzel. »Brave Toledaner«, redet er die Versammlung an, »heut wird die schändliche Knechtschaft Eures, guten Königs *Alphons* und das Elend von Castilien ein Ende nehmen. Der Adel des Königreichs hat sich hier versammelt, Euch an der verhaßten *Rachel* zu rächen, und vom Joch der Hebräer zu befreyen. Seht um Euch her, Ihr werdet im Chor unter unsern Ordenskleidern die ansehnlichen Anführer erblicken, die Euch commandiren wollen. Man wird Euch Waffen austheilen. Alle Christen in Toledo empfangen sie jetzt zugleich mit Euch in den übrigen Kirchen. Geht mit Muth und Zuversicht ans Werk, denn Ihr streitet, durch die äußerste Noth gezwungen, für Euern König, Eure Ehre, Eure Freyheit, und für *Gott*, für *Gott*, dadurch, daß Ihr die Werke der Finsternis und der Hölle zerstört!«

Während dem der Prediger diese kurze Ermahnung hielt, brach man aus dem Innern der Sankristey vor den Altar ganze Haufen von Waffen. Ein Messe lesender Mönch segnete sie ein, und eine Menge Layenbrüder theilten sie unter die Versammlung auf, die sich in der Kirche in Reihen gestellt hatte. Die Anführer ließen nunmehr ihre eisernen Handschuhe sehen, ergriffen ihre Commandostäbe, brachten die Glieder in Ordnung, und versammelten die Compagnien mit jener phlegmatischen Einsicht, die, ohnerachtet ihrer scheinbaren Langsamkeit, in der kürzesten Zeit alles an seinen Ort bringt. Bald erblickt man die Bataillons in marschfertigem

Stände: Brüderschafts-Paniere dienen ihnen zu Fahnen.

Kaum sind die Haufen in Ordnung, als ein Signal sie benachrichtigt, den Marsch anzutreten. Die Truppen, welche den Befehl haben, die Zugänge nach Toledo zu besetzen, rücken aus den Kirchen hervor, die den Thoren am nächsten liegen. Die übrigen marschieren mit eben der Kaltblütigkeit und dem tiefsten Stillschweigen, mit dem sie die Waffen ergriffen haben, nach dem königlichen Palast.

Der erste Haufe, der aus der Cathedralkirche hervorbricht, erreicht in Einem Augenblick die Thore des Palastes. Schon waren die Verschworenen Meister derselben. Einige dreyßig der Entschlossensten hatten, unter einer ganz unverdächtigen Verkleidung, die Wache überrumpelt und entwaffnet, und sich der Gewehre bemächtigt, die auf Einem Haufen lagen. Der Theil der Wache, der aus Castilianern bestand, hatte, da er sah, mit was für Feinden er zu thun habe, nicht den mindesten Widerstand getan, und die Fremden, die sich in Einem Nu überrumpelt und entwaffnet sahen, konnten nichts anfangen, gesetzt auch, daß sie gewollt hätten. In Zeit von einer halben Stunde umzingelten zwölftausend bewaffnete Männer die Mauern des Palasts, und *Racheln* blieb zu ihrer ganzen Vertheidigung nichts, als einige Thüren, die zitternde Jüdinnen hinter ihr verrammelten.

Vandelos sah den Anfang des Aufstandes. Er spornt sein Pferd, und kehrt im stärksten Galopp zu *Fernando* zurück.

Fernando eilt wie der Blitz nach Toledo, und stürzt sich mitten unter die Haufen der Verschworenen.

Bey dem ersten Geräusch, das die Entwaffnung der Garde verursacht hatte, wo *Rachel* das erste Wort von dem Aufstand erfuhr, befiehlt sie dem *Manriquez*, *Alphonsen* davon benachrichtigen zu lassen, und sich selbst aufzumachen, den in der Gegend von Toledo gelagerten Truppen den Befehl zu bringen, eiligst nach der Stadt zu kommen. *Manriquez* geht, als wenn er gehorchen müßte. Darauf befiehlt sie ihren Weibern, ihre Kostbarkeiten in den Thurm zu schaffen, wo sie so lange in Sicherheit zu seyn glaubt, bis *Alphons* und die Truppen, von denen

sie Beystand erwartet, ankommen würden. Allein viere von den scharfbewaffneten Mönchen haben ihren Plan vorhergesehen, und sich der Thüren des Thurms bemächtigt.

Nunmehr erkennt die Jüdin die Größe der Gefahr, in welcher sie schwebt. Sie irrt durch den Palast, und sieht nichts als erschrockene Gesichter. Männer, Weiber, alles flieht sie, verläßt sie. Sie ist allein. »O fürchterliche Einsamkeit«, ruft sie aus. Schrecklicher Vorhof des Todes! Ich deute mir dein Stillschweigen aus. Es weissagt mir den Blitz, der mich zerschmettern wird. O! möchte er doch herab vom Himmel auf mich fallen, und mich der Schmach entreißen, von der Hand dieser verhaßten Castilianer zu fallen!«

Sie hatte noch diese Worte nicht geendigt, als sie *Ruben* bleich, zitternd und ganz entstellt erblickte. »So kommst du auch, häßlicher Todtenvogel! Ohnmacht, Verbrechen, Mord liegt in deinen scheußlichen Blicken, bebende Wuth zittert auf deinen Lippen! Nicht mir nahe, Ungeheuer; du bist mir furchtbarer, als die Stimme des Gewissens!«

»Laß ab, mich zu reizen, boshaftes Weib«, sagte *Ruben*, »deine und meine Missethaten ruhen auf mir, und drücken mich zu Boden. Das Schwert hängt über meinem Haupt, die Hölle ist unter meinen Füßen.« »Hinab mit dir, Bösewicht«, rief *Rachel* wild, »hinab mit dir! Du bist mir verhaßter als jener Castilianer, der mir den Tod bringt!«

Der tugendhafte *Fernando* war es, der herbeyeilte, und einen Versuch machen wollte, sie der Wuth des Pöbels zu entreißen. »Signora«, redete er sie an, »kein Augenblick ist zu verlieren. Ihr habt keine Hilfe vom König zu erwarten, er weiß nichts von Eurer Gefahr. Alle Wege, zu ihm zu kommen, sind besetzt. Erst diesen Morgen, und nur zu spät hörte ich von dem Aufstand; ich war nicht im Stande mich zu widersetzen, und die Gemüther sind zu sehr gegen Euch erbittert, als daß ich mir schmeicheln könnte, sie zu besänftigen. Euer Tod ist geschworen; eilt, folgt mir. Ich kenne einen unterirdischen Gang, der von dem Palast aufs frye Feld führt; der Ausgang desselben ist noch nicht besetzt. Ich weiß den Weg, ich will Euch zum Führer dienen. Ich habe einen Ort, wo ich Euch solange verbergen will, bis ich Euch selbst an einen sichern Ort bringen

kann. Verlaßt Euch auf mein Ehrenwort.«

»Was höre ich?« versetzt *Rachel*. »Ist das eine Schlinge mehr, die man mir legt, da die Netze des Todes mich umringen? So denkt man sich der Ahndung *Alphonsens* zu entziehen, daß man mich tief in der Erde unter dunkeln Martern tödten will? O schändlicher Feind, willst du mir sogar auch die Hoffnung rauben, mich gerächt zu wissen?« »Was für einem Argwohn gebt Ihr Raum, Signora?« sagte *Fernando Garcias*. »Derjenige, der auf alle Ehrenämter, alle Gnade des Hofes Verzicht that, weil sie von Euch abhing, sollte eine so kriechende Seele haben?« »Ich habe Unrecht«, fuhr *Rachel* fort, »nicht Verrätherey, deine wilde Tugend ist's die hierher kommt, mich zu retten; allein sie schreckt mich mehr als der Tod. Geh, geh zu deinen Verschworenen zurück, wenn dir der Muth fehlt, hier dein Verbrechen zu krönen. Mir bleibt Muth genug, selbst das Leben auszuschlagen, sobald ich dir's zu verdanken haben soll.« Mit diesen Worten entfernt sie sich von *Fernando*, der ganz betroffen und traurig da steht, daß er dieses Weib nicht dem unglücklichen Tode, von dem sie bedroht wird, entreißen, und den Castilianern das Verbrechen und die Schande eines Meuchelmords und Angriffs auf das Leben der Geliebten ihres Monarchen ersparen soll.

Rachel lief, wie wahnsinnig, durch alle Säle des Palastes, und kam so auch in den Saal, wo der Thron stand. Der niederträchtige *Ruben* lag da unter einem Bänkchen, mit dem Gesicht gegen die Erde, und versuchte es, sich für den Augen der Späher zu verstecken. Drohendes Getöse ließ sich rings umher hören. Es sterbe, es sterbe *Rachel*, Tod und Verderben über alle Israeliten!« schrien Leute, die man mit starken Schritten durch die nächsten Zimmer kommen hörte.

»So ist der Tod denn unvermeidlich?« sagte die Jüdin. »Wenigstens will ich ihn so ehrenvoll für mich, so gefährlich für meine Feinde als möglich machen. Ich will sie zwingen, den Thron zu beflecken, und ein Donner soll aus ihm hervorbrechen, der mich rächen wird.« Nach dieser Ausrufung läßt sie sich auf dem Throne nieder, zu welchem Kühnheit und Verbrechen zum Unglück der Völker sie erhöht hatten, und hielt sich mit beyden Händen fest an.

So saß sie unbeweglich, und rief die Gefühllosigkeit zu ihrem Beystand an. Indes kam die eilige Menge, die sie allenthalben suchte, um sie ihrer Rache aufzuopfern, herbey, und vor ihr her ging dasselbe drohende Geschrey; »Es sterbe, es sterbe *Rachel!*«

Man umringt sie, hundert Dolche erhoben sich, keiner dringt auf sie ein. Der Abscheu, sich im Blute eines Weibes, wenn gleich strafbaren Weibes zu baden, hat sich aller Castillianer bemächtigt. *Alvarez Fanés* tritt herein, und trifft sie in dieser Stellung an. Die Augenblicke sind ihm kostbar. Er kann nicht zugeben, daß das Laster der nunmehr nöthig gewordenen Strafe des Todes entgehe; allein er hat auch zu viel Achtung für seine Mitbürger, ihnen den Mord eines wehrlosen Weibes zu befehlen. Zum Glück wird er *Ruben* gewahr, der auf der Erde liegt, und vor Schrecken sich nicht rühren kann. »Stehe auf, Unglücklicher«, sagt er zu ihm: »du zitterst für dein schändliches Leben: hier ist ein Mittel es zu retten. »Nimm diesen Deich, stoß ihn deiner schändlichen Mitverbrecherin ins Herz, oder ich mache, daß du imAugendlick deine schwarze Seele ausspeyen muß!«

Ruben nimmt den Dolch mit starrem Blick, und geht auf *Rachel* los. Himmel«, sagt sie, da sie ihn kommen sieht, »deine Rache ist fürchterlich, aber gerecht!« Sie sagt es, und die rasende Hand des Verräthers senkt zu wiederholten malen ihr den Dolch ins Herz. Sie stirbt.

Um den Hals hatte sie dasselbe Bildniß *Alphonsens* hängen, »das dieser dem *Manriquez* abnahm, um es dem Rabbiner zu geben. Es hing nur an Einer Perlenschnur. Da das Blut häufig aus der Wunde hervorströmte, und *Alvarez* das Bildniß nicht von diesem blutigen Strom befleckt sehen wollte, so riß er ihr's ab. Ohne es nur zu ahnden, that er seinem Gebieter dadurch einen wichtigen Dienst. Bald wird man den Beweis davon hören.

Da *Fernando de Castro* sah, daß es unmöglich war, die Jüdin ihrem Schicksal zu entreißen, so war er *Alphonsen* entgegen geteilt, den *Manriquez* bereits angetroffen hatte. Der König gerieth vor Zorn und Wuth ganz außer sich, als er die Nachricht von der Gefahr erhielt, in der *Rachel* schwebte. Er ruft seine Begleiter zusammen,

und spornt, mit einer Art von Raserey, sein Roß über alles Vermögen an, und ist schon weit von seinem Gefolge voraus auf dem Wege nach Toledo. *Fernando* allein vermag ihm zu folgen. Aus einmal bemerkt er, daß sein Gebieter schwankt: er eilt herbey, und fast ihn in seine Arme, da er eben im Begriff ist, vom Pferde zu sinken. Glücklicherweise war das Pferd stehen geblieben. Eine plötzliche Ohnmacht hatte den König überfallen. Der geängstigte Unterthan, der ihm keine andere Hilfe auf der Stelle leisten kann, sucht ihm wenigstens das Athemholen dadurch zu erleichtern, daß er die Kleider, die die Brust bedecken, öffnet. Wie er sie entblößt, entdeckt er, an einem goldnen Bande, das Bildniß der schändlichen Jüdin. Er reißt es ab, und wirft es in eine schmutzige Grube, die aus zusammen gelaufenem Regenwasser entstanden war.

»Wer seyd Ihr?« sagte der König. »Seyd ihr's, der mir die unerträgliche Last abgenommen hat? Ich trug eine fürchterliche Last auf dem Herzen. Wo bin ich?« »Im den Armen Eures treuen Unterthanen, des *Fernando de Castro*. »Wie? Ihr seyd's, mein ehrwürdiger Freund? Aber, wo komme ich her? Wo wollte ich hin? Ist mir's doch, als erwachte ich eben aus einem Traume. Träum' ich vielleicht noch? Warum sind wir allein hier? Warum bin ich auf der Erde?«

»Ihr kommt von der Jagd zurück, gnädigster Herr: Ihr habt Euer Pferd zu stark angetrieben. Eure Begleiter konnten Euch nicht nachkommen. Ihr wolltet die Ruhe in Toledo wieder herstellen. Das Volk hatte sich zusammengerottet, und wollte *Rachel* mit Gewalt aus Eurem Palast . . . «

»Ja ich erinnere mich: *Manriquez* hat mir schon eben das erzählt, Ihr auch schon. Seitdem ist mir etwas sehr außerordentliches begegnet, das ich Euch unmöglich beschreiben kann: doch (fuhr der König fort, indem er aufstand) »der Zufall kann nicht viel zu bedeuten haben. Ich befinde mich wieder ganz wohl, und besser, weit besser, als ich mich in langer Zeit befunden habe. Laßt uns wieder zu Pferde steigen. Der Aufstand in Toledo macht mich unruhig. Es thut mir leid, lieber *Fernando*, daß ich die Ursache desselben nicht auf Euern ersten guten Rath von mir entfernt habe.

Ich will hier meine Begleiter erwarten: reitet einstweilen voraus. Nehmt meinen Ring thut in meinem Namen, wie es Euch gut dünkt. Ich will nicht eher in die Stadt zurück, als bis *Rachel* und alle Juden daraus verbannt sind. Ich will alles bestätigen, was Ihr für gut befundet, meine Unterthanen zu beruhigen.«

»Wie aber, gnädigster Herr, wenn *Rachel* todt ist?«

»Meine Unterthanen«, antwortete der König, haben vielleicht ihren Tod gewünscht allein ich bin überzeugt, keiner wird das Verbrechen haben auf sich laden wollen. Eilt', lieber *Fernando*! mein Volk ist in Unruhe, vielleicht in Furcht. Ich werde nicht eher wieder frey Athem holen, eh ich gewiß weiß, daß die Ruhe in Toledo und in meinem ganzen Gebiete wieder hergestellt ist.«

Wie groß war *Fernando's* Erstaunen, als er die schnelle Veränderung in den Gesinnungen, Neigungen und Empfindungen seines Königs bemerkte. Der tugendhafte Ritter glaubt den Finger des Himmels darin zu entdecken, und dankt ihm deshalb still bey sich mit einem von zärtlicher Freude glühendem Herzen. Mit dem Ring versehen, eilt er nach Toledo, und verkündigt dem Volke, das sich um ihn her versammelt, mit Entzücken *Alphonsens* Gesinnungen. Das Gerücht davon verbreitet sich durch alle Quartiere der Stadt, man wirft die Waffen weit von sich, und eilt Haufenweis zum Thor hinaus, ihn einzuholen. Von dem Hügel, auf dem er sein Roß angehalten hat, erblickt er die Geistlichkeit in ihrem schönsten Schmuck, ganze Haufen, die herbeystürmen, Weiber und Kinder, die ihre Hände gen Himmel strecken. Seine Seele wird beym Anblick eines so rührenden Gemäldes erschüttert. »Sieh«, sagt er zu *Manriquez*, »sich dieses theure Volk, dem ich durch eine Raserey, die ich jetzt selbst nicht begreife, ganzer sieben Jahre lang, so viel Verdruß, Sorge und Überlast gemacht habe: gegen dessen gerechteste Beschwerden ich taub war! Wie konnte ich mich so weit vergessen? Warum hast du, der du mich liebtest, keinen Versuch gemacht, mir die Augen über mein Verbrechen zu öffnen? Wie kam es, daß weder in dir noch in mir die Stimme des Gewissens erwachte?«

Wie sie sich, umringt von einem unzähligen Schwarm, der sich

den Ausbrüchen der lebhaftesten, innigsten Freude überließ, dem Palaste näherten, kam Fernando dem *Alphons* entgegen, meldete ihm *Rachels* Tod, und zugleich, was für eine Hand den tödtlichen Stahl gegen sie gezückt habe. Die Erde«, sagte er, »bedeckt schon alles was von dem unglücklichen Gegenstand Eurer Schwachheit noch übrig ist.«

»Ja«, antwortet *Alphons*,»»der Gegenstand ist verschwunden: allein die Schande über meine Schwachheit bleibt mir.«

»Castilien, o mein König«, sagte *Alvarez Fanes*, der gegenwärtig war, wird sich ihrer bloß darum erinnern, um Euch zu beklagen, und Gott zu danken, daß er ihm seinen König, befreyt aus den Banden der Hölle, wieder gegeben hat. Eins von den Mitteln, das man gegen Euch gebraucht, habe ich dem Erzbischof zugestellt, der die unter einer äußern Einfassung versteckten Zaubercharaktere durch einen gekauften Juden untersuchen lassen, und so ist das, was man vorher nur argwohnte, zur Gewißheit worden. Den Talisman, der mit diesem in Verbindung stand, warf *Fernando Garcias* an dem Wege in eine schmutzige Grube.«

»Komm und vollzieht, ohne Unruhe und Gewissensbisse, die edlen Verrichtungen, die auf Euch warten. Euer Volk, das Eure Gegenwart beruhigt hat, wird durch Eure bloße Rückkehr zu ihm sich beglückt genug glauben.«

»Bey dieser Rede des *Alvarez* erholt sich *Alphons* nach und nach. Sie ist ein Lichtstrahl, der ihm den Anfang, den Fortgang und das Ende dieser traurigen Begebenheit aufklärt. Nun ist es ihm wieder möglich, die Blicke seines Volkes zu ertragen, und die Freudenbezeugungen, die er um sich her sieht, und dass Entzücken seiner Unterthanen zu genießen. Demohngeachtet ist er in seinen eignen Augen noch lange nicht von aller Schuld frey. Er wendet sich zu *Manriquez*: »Mit unaussprechlichem Vergnügen höre ich, sagt er, »die Stimmen, die mich zur Tugend zurückrufen, doch bleibt es immer meine eigne Schuld, daß ich mich von ihr entfernte. Da du mir von den Wundern des Juden erzähltest, so hätte ich, statt erst ein Mißtrauen in seine Einsichten zu setzen, und dann mich von einer eiteln Neugierde meistern zu lassen, den Juden, der dich betrogen

hatte, in einen Kerker werfen lassen sollen. Wir waren beyde strafbar, und ich an meiner Stelle mehr, als du. Ich muß dir vergeben, damit ich mir selbst verzeihen kann. Der Bösewicht, der uns so lange täuschte, in durch ein neues Verbrechen der Todesstrafe entgangen, dem Kerker und den Fesseln aber soll er nicht entgehen.« Ich darf nicht zugeben, daß er neuen Gift auf der Erde verbreite.

»Ihr, mein Freund *Garcias*«, sagte der König, indem er sich nach *Fernando* zu wendete, geht nach Oreia, gebt der tugendhaften *Irmengere*, meiner Gemahlin, die Reue, die ich über mein Betragen empfinde, zu erkennen. Sie komme zurück, und nehme wieder an meinem Hofe den Platz ein, von welchem meine Ausschweifungen sie vertrieben.«

Alphons überlebte dieses unglückliche Abentheuer zwei und dreißig Jahre. Seine Thätigkeit fand sich wieder ein, und mir ihr alle seine Tugenden. Er ward der Vertheidiger Spaniens gegen die innern Angriffe der Mauren, und die Landungen derjenigen Heere, die ihre africanischen Könige ausschickten, und wegen seiner großen Thaten und Verdienste von allen benachbarten Königen als Kaiser erkannt. Er ist es, den man in der Geschichte mit dem Namen *Alphons Raymond*, Kaiser von Spanien bezeichnet findet.

V.

König und der Pilger.

Ein König von Neapel, sein Name war, wenn ich nicht irre, Roger, verlor sich eines Tages auf der Jagd seinem Gefolge, und verirrte sich in einem Walde. Hier begegnete er einem Pilger, einem Mann von ziemlich gutem Ansehen, der ihn, da er nicht wußte, wen er vor sich hatte, ganz frey anredete, und sich nach dem Wege nach Neapel erkundigte.

»Guter Freund«, antwortete der König, »Ihr müßt sehr weit aus der Ferne kommen; denn Eure Füße sind sehr staubig.«

»Und doch«, versetzte der Pilger, »liegt bey weitem nicht aller Staub auf ihnen, den sie erregten.«

»Ihr müßt«, fuhr der König fort, »auf Euern Reisen viel gesehen und erfahren haben.«

Der Pilger. Ich habe viele Menschen gesehen, die sich, um Wenig, sehr große Sorgen machten. Ich habe gelernt, mich nicht gleich durch die erste abschlägige Antwort zurückschrecken zu lassen. Ich bitte Euch also, mir den Weg zu zeigen, den ich nehmen muß; denn die Nacht bricht herein, und ich muß sehen, wo ich ein Nachtlager finde.

Der König. Kennt ihr jemand in Neapel?

Der Pilger. Nein.

Der König. Ihr seyd also sicher, dort gut aufgenommen zu werden?

Der Pilger. Wenigstens bin ich sicher, denjenigen zu verzeihen, die mich übel empfangen, ohne mich zu kennen. Doch, es wird immer dunkler; wo geht der Weg nach Neapel hin?

Der König. Wie kann ich ihn Euch sagen, da ich mich eben so

wohl verirrt habe als Ihr. Das beste ist, wir suchen ihn zusammen.

Der Pilger. Ja, das wäre vortrefflich, wenn Ihr nicht zu Pferde wärt. So aber würde entweder ich Euch aufhalten, oder Ihr würdet mich zu sehr anstrengen.

Der König. Ihr habt Recht, es muß muß alles unter uns gleich seyn, da wir auf einerley Wege gehn.

Mit diesen Worten stieg der König vom Pferde, und ging neben dein Pilger her. Hierauf setzten sie das Gespräch weiter fort.

Der König. Könnt Ihr wohl rathen, mit wem Ihr in Gesellschaft seyd?

Der Pilger. So ohngefähr. Ich sehe wohl, daß ich mit einem Menschen gehe.

Der König. Allein glaubt Ihr auch in meiner Gesellschaft sicher zu seyn?

Der Pilger. Von ehrlichen Leuten erwarte ich immer das Beste, und für Spitzbuben brauch' ich mich nicht zu fürchten.

Der König. Solltet Ihr wohl glauben, daß Ihr dem König von Neapel begegnet seyd?

Der Pilger. Das freut mich sehr. Ich scheue die Könige nicht. Sie sind es nicht selbst, die uns plagen. Doch, da Ihr ein König seyd, so wünsche ich Euch Glück, daß Ihr mir begegnet seyd. *Ich* bin vielleicht der erste Mensch, der sich Euch mit offenem Gesicht gezeigt hat.

»Der König. Recht gut, allein ich will nicht allein der seyn, der Vortheil von unserm Zusammentreffen zieht. Folgt mir, ich will etwas zur Verbesserung Eures Glücks thun.

Der Pilger. Mein Glück ist gemacht, Sire. Ich trag es bey mir. Hier habe ich (wobey er auf seinen Pilgerstab und Schnappsack zeigte) zwey gute Freunde, die mir's an nichts fehlen lassen. Ich wünsche, Ihr möge im Besitz Eurer Krone so viel Zufriedenheit finden, als ich durch sie genieße.

Der König. Ihr seyd also glücklich?

Der Pilger. Wenn der Mensch es seyn kann. Doch habe ich auf alle Fälle ein Gelübde gethan, mich zu hängen, sobald ich einen

Menschen finden werde, der glücklicher ist als ich.

Der König. Wie ist's aber nur möglich, daß Ihr zufrieden mit Eurem Schicksal seyn könnt, da Ihr die ganze Welt nöthig habt?

Der Pilger. Würde ich glücklicher seyn, wenn die ganze Welt mich nöthig hätte?

Der König. Geht immer hin, und hänge Euch, denn ich bilde mir ein, glücklicher zu seyn als Ihr.

Der Pilger. Wenn dir das Unglück auch einmal begegnet, dacht' ich immer, so ist es gewiß ein noch sorgenloserer Bursche, als du selbst, der dir den Streich versetzt. Von dieser Seite, die Wahrheit zu gestehen, erwartete ich ihn nicht. Doch da das Hängen eben kein Spaß ist, so dachte ich vor allen Dingen, es könnte nicht schaden, wir eine kleine Abrechnung hielten.

Der König. Das wird bald geschehen seyn. Ich habe alle Bequemlichkeiten des Lebens im Ueberfluß. Wenn ich reise, so habe ich's nicht weniger bequem, wie Ihr sehen könnt. Ich bin gut beritten, und habe in meinen Ställen wenigstens noch dreyhundert Pferde, die alle nicht schlechter sind, als dieses hier. Komme ich nach Neapel zurück, so bin ich sicher, vortrefflich gut aufgenommen zu werden.

Der Pilger. Ich will nur Eine Frage thun. Genießt Ihr alle diese Güter mit einer Art von Lebhaftigkeit, von Wohlgefühl? Habt Ihr gar keine Geschäfte, keinen Ehrgeiz, keine Sorgen?

Der König. Ihr fragt zu viel, Pilger.

Der Pilger. Ihr werdet mir verzeihen, Sire: allein da die Sache so ernsthafte Folgen für mich haben soll, so muß ich wohl alles aus die Rechnung bringen. Hier ist die meinige! Ich habe mir eine ziemliche Bewegung gemacht. Ich habe einen sehr starken Appetit, und werde alles, was mir vorkommt, mit dem größten Vergnügen genießen. Dann lege ich mich hin, und schlafe in Einem Stück bis an den Morgen. Ich stehe frisch und munter auf: besehe alle Merkwürdigkeiten der Stadt, und folge nach, wo Neugierde, Andacht und Laune mich hinführen. Macht mir, Neapel morgens übermorgen Langeweile, so steht mir die ganze Welt offen. Gesteht, Sire, verliere ich auch gegen Euch, so verliere ich doch kein schlechtes Spiel.

Der König. Pilger, ich sehe, Ihr habt noch nicht Lust zu sterben, und da thue Ihr wohl dran. Ich erkenne mich für überwunden; doch zur Belohnung für mein offenes Bekenntniß, verlange ich, daß Ihr so lange mein Gast seydt, als es Euch in Neapel gefallen wird.

Der Pilger. Dafür werde ich mich sehr in Acht nehmen, Sire. Nicht als ob; ich mich der Ehre unwerth achtete, die Ihr mir erzeigen wollt: allein Ihr würdet uns beyde den boshafte Anmerkungen Eurer Hofleute aussetzen. Indeß sie äußerlich Eure christliche Liebe bis an den Himmel erheben, und sich die Miene geben würden, mich recht verbindlich zu empfangen, würden sie sich einander leise fragen: wo Ihr den fremden Landstreicher aufgerafft hättet? was Ihr mit ihm machen wolltet? was für Talente, was für Verdienste Ihr wohl in ihm suchen möchtet? Man würde Euch zuviel Leichtgläubigkeit, zuviel Leichtsinn, vielleicht wohl noch etwas Schlimmeres Schuld geben.

Der König. Woher habt Ihr, als Pilger, den Hof so gut kennen lernen?

Der Pilger. Ich ward als ein Kostgänger eines großen Palastes geboren, und ob ich gleich da mit der größten Bequemlichkeit hätte leben können, so ward ich doch bald müde, von einem äußerst guten Fürsten äußerst schlecht sprechen zu hören, so sehr man ihm auch ins Gesicht schmeichelte; zu sehen, daß man auf nichts ausging, als ihn zu betrügen: müde endlich, unter Leuten zu leben, die nichts Großes an sich hatten, als ihr Äußeres Ansehen. Ich machte mich eines Tages in aller Stille und Geschwindigkeit, auf und davon, um anderswo unverdorbene Natur, Empfindung, Freymüthigkeit und Freiheit aufzusuchen. Seit der Zeit wandre ich in Einem fort durch die Welt.

Der König. Und Ihr glaubt, daß alle Höfe einander ähnlich sind?

Der Pilger. Ein Geist beseelt sie alle.

Der König. Ihr habt also eine ziemlich schlechte Idee von den Leuten, die in unserer Nähe sind?

Der Pilger. Ihr würdet meiner Meinung seyn, Sire, wenn sie sich Euch so zeigten, wie sie sind. In diesem Punkt aber stehen sie immer auf ihrer Hut, und es würde ihnen übel zu Muthe seyn, wenn sie glaubten, Ihr könntet ihnen ins Herz sehen. Ich will Euch ein

Mittel sagen, wie Ihr Euch in dieser Sache auf ihre Unkosten einen kleinen Zeitvertreib machen könnt. Das Mittel ist ganz simpel, und erfordert nichts, als eine geheimnißreiche Miene. —

Der Pilger theilte nun dem Monarchen seinen Plan ausführlich mit. Während dem ließen sich die Jagdhörner wieder hören, die Hunde bellten in der Nähe, so daß sich vermuthen ließ, die Begleiter des Königs würden bald wieder zu ihm stoßen. Der Fremde trennte sich von ihm, um nicht von ihnen gesehen zu werden. Der König stieg wieder auf sein Roß, und spornte es an, sein Jagdgefolge desto geschwinder zu erreichen.

Am folgenden Morgen erschien der Pilger mit einer Bittschrift vor dem Monarchen. Der König nimmt sie gleichgültig an, als wenn er den Mann nie gesehen hätte; läßt, nachdem er sie gelesen, erst einige Verwunderung blicken; befiehlt darauf, daß man den Fremden in den Palast führe, giebt ihm in seinem geheimen Cabinet eine Audienz, die länger als zwey Stunden dauert, und kommt von dieser Audienz mit einer nachdenkenden, verlegenen Miene, die fähig ist, alle speculativen Köpfe unter den Hofleuten zur Verzweiflung zu bringen.

Die Personen, die nur zur Aufwartung, oder um die Solennität des königlichen Levers zu vergrößern da waren, wagten es nicht, ihre Neugierde zu äußern. Allein der Minister, die Mätresse, der Favorit, kurz alle diejenigen, die der König eines nähern Vertrauens würdigte, konnten ihre Fragen nicht lange zurückhalten.

»Der Mann«, sagte *Roger* zu seinem Minister, der zuerst mit ihm davon sprach, der Mann ist ein außerordentlicher Mensch, und besitzt übernatürliche Geheimnisse. Er hat mir wunderbare Dinge erzählt, und auch sehen lassen. Da seht ein Geschenk, das er mir gemacht hat. Dieser Spiegel scheint beym ersten Anblick ein ganz gemeiner Spiegel zu seyn, und zeigt auch anfangs die Gegenstände in ihrer natürlichen Gestalt: allein durch Hilfe zweyer chaldaischen Worte erblickt sich der Mensch, der sich drinn besieht, so, *wie* und *was* er gern seyn möchte. Kurz, alle Wünsche, alle Träume, alle Phantasien, welche die Leidenschaften uns wachend eingehen, realisieren sich darin. Ich habe die Erfahrung gemacht, und glaubt

Ihr wohl, daß ich mich auf dem Thron von Constantinopel erblickte, meine Nebenbuhler waren meine Höflinge worden, und meine Feinde lagen zu meinen Füßen. Allein Erzählung vermag nur einen unvollständigen Begriff von der Sache zu geben. Ihr müßt sie selbst sehen, und ich stehe Euch dafür, es wird Mühe kosten, ehe Ihr Euch vom Erstaunen erholt.«

»Verschont mich damit, Sire«, versetzte der Minister mit einem ernstern und kalten Ton, hinter den er seine Verlegenheit zu verbergen suchte. »Dieser Pilger kann nichts anderes als ein gefährlicher Zauberer seyn. Ich betrachte seinen Spiegel als eine teuflische Erfindung, und die Worte, die er Euch gelehrt hat, gnädigster Herr, sind gewiß gotteslästerlich. Ich wundre mich sehr, daß Ihr bey Eurer bekannten Gottesfurcht keinen Abscheu gegen eine so verdammungswürdige Erfindung bezeigt.«

Roger fand es nicht für gut, stärker in seinen Minister zu dringen, und setzte seinen Versuch nun weiter mit der Mätresse und den Favoriten fort. Die erste stellte sich, als wollte sie vor Schrecken in Ohnmacht sinken; der andere versetzte, da er die Gnade seines Königs besitze, so sey er das, was er zu seyn begehre, und verlange sonst nichts zu sehen.

Alle übrigen Versuche jemand zum Gebrauch des Spiegels zu bereden, schlugen nicht minder fehl: allenthalben wies; man ihn mit kahlen Entschuldigungen zurück. Das Gewissen der frommen Christen des Hofes empörte sich dagegen: sie behaupteten einstimmig, man müsse den Pilger mitsamt seinem Spiegel verbrennen.

Da der König sah, daß die Sache eine ernsthafte Wendung nahm — denn schon hatte man ihm seinen Gewissensrath auf den Hals geschickt — so liest er den Pilger zu einer öffentlichen Audienz holen. »Ihr seyd kein Hexenmeister, Pilger«, redete er ihn an: »allein Ihr kennt die Welt. Ihr habt gewettet, ich wurde niemand an meinem Hof finden, der sich nur so zeigen mochte, wie er ist, und Ihr habt Eure Wette gewonnen. Nehmt Euren Spiegel wieder. Ihr hattet ihn in einem Kramladen von Neapel gekauft, und für die zehn Batzen, die er Euch gekostet, hat er uns sehr gute Dienste geleistet!«

VI.

Das Vergnügen.

Das Vergnügen bewohnt nicht immer den Olymp. Diese Gottheit hat ihre Launen. Sie steigt bisweilen auf die Erde herab, wo die Unsterblichen dann selbst gezwungen sind, sie aufzusuchen.

Hat sie den Himmel verlassen, so mangelt dem Ambrosia Wohlgeschmack, dem Nektar Feuer und Wohlgeruch. *Hebe* hat keine Fröhlichkeit, keine Frische mehr. Die *Grazien* sehen schmachkend und langweilig aus, und *Venus* scheint ihren Gürtel verloren zu haben. Die Ader des *Apollo* ist erfroren, und die Pfeile des muthwilligen Spottes fliegen ohne Schärfe und Stacheln von *Momus* Lippen.

Das *Vergnügen* war aus dem Himmel verschwunden. *Merkur* eilt vom Olymp herab, ihm nachzuspüren, und es zurück zu bringen. Seine Flügel tragen ihn in Einem Augenblick auf die Erde.

Der Glanz eines Hofes, die Anstalten zu einem Feste, das der Größe des Monarchen, für den man es bestimmt hat, würdig ist, sind die ersten Gegenstände, die seine Blicke auf sich ziehen. Der Name des *Vergnügens* ist in dem Munde aller Arbeiter, die man dabey braucht. Es scheint nebst der *Ungeduld* aus den Augen der neugierigen Menge zu strahlen, die dem Augenblick der Ausführung entgegen sehen.

Merkur will in den Vorsaal des Palastes treten. Die *Etikette* und der *Zwang* empfangen ihn mit vielen Ceremonien an der Thüre. Er entfernt sich auf der Stelle. Wie wäre es möglich, daß das *Vergnügen* bey seinen tödtlichsten Feinden eingekehrt seyn könnte?

Der Gott wird in der Ferne die Wälle einer prächtigen Stadt

gewahr. Dort vereinigen unermessliche Reichthümer die Bequemlichkeiten aller Art: dort findet man den so erwünschten Überfluß. Die sich selbst überlassene Natur kennt das Bedürfniß desselben nicht; nur die Gewohnheit macht ihn nothwendig, und der Geschmack lehrt seinen Gebrauch.

Dort sind öffentliche Spaziergänge, wo die Kunst ihren angenehmsten Zauber zur Schau legt. Herrliche Aussichten, ein geebener Boden, eine Lust, in der man zu allen Stunden des Tages eine erfrischende Kühlung unterhält.

Tausend Gegenstände, in einer angenehmen Verwirrung ausgestreut, suchen Fröhlichkeit zu erregen. Unter der Menge, die sie herbeylocken, streiten tausend Karossen um den Preis der Kostbarkeit und Eleganz. Der geschickte Kutscher lenkt, vermeidet und überholt den Wagen, der vor ihm rollt. Das Pflaster sprüht Funken, das Roß schäumt, und arbeitet sich umsonst ab, da es sein Feuer nicht in den engen Schranken, die es einschließt, auslassen kann.

Merkur erblickt durch die Menge den *Schimmer* und das *Getöse* mit Staub bedeckt, allein das *Vergnügen* sieht er nicht. Er sucht es in den Augen der Schönen, welche die Zierde dieser Oerter sind. Er findet voller Zerstreuung, ein Spiel leicht beweglicher, vorübergehender Leidenschaften. Vielleicht ist es in ihren Herzen«, sagt Merkur. »Ich will ihnen nachgehen. Wie sollte das *Vergnügen* nicht unter ihnen seyn? Sie scheinen ganz dazu gemacht, es auch da hervorzubringen, wo es einmal war.«

Man hält an der Thüre eines Schauspielhauses. Das Gedränge verliert sich allmählig. Merkur tritt hinein. Ein Amphitheater, mit den auserlesensten Personen beyderley Geschlechts besetzt, erwartet mit Ungeduld den Anfang des Spiels. Der Vorhanf fliegt auf. Ein Gedicht voll Feuer und Interesse, eine Musik, die dem Gegenstande angemessen ist, Ballette, glänzend und hervorstechend durch Anordnung und Ausführung, eine reiche, richtige, prächtige Dekoration, auserlesene Talente! Welch ein anziehendes, die Sinne schmeichelndes Ganze! *Merkur* glaubt, die Gottheit, die er sucht belebe alles. Wie sehr betrog sich der gute Gott!

Cabale, Vorurtheile, Ekel, die Folge einer langen Gewohnheit, bemeistern sich der Versammlung. Kaum sieht man auf einem kindischen Gesichte die Spur einer leichten Rührung. Es gehört einem jungen, unschuldigen Landmädchen, das zum erstenmahl in die Stadt gekommen war, und zum erstenmal das ihm unbekannte Schauspiel erblickt.

Der Gott bemerkt, daß man sich mit einer Art von geheimnißreichen Miene zu Soupers einladen, deren bloße Vorstellung im voraus den Appetit reizt, und den Geschmack kitzelt. Bezaubernde Säle, köstliche Speisen, eine auserlesene Gesellschaft. Alles verkündigt, daß man da der ausgesuchtesten Wollust genießen werde.

Der Taumel des Vergnügens scheint sich der Gesellschaft bemächtigt zu haben, ehe sie sich noch zur Tafel setzt. Man sitzt nun, und was steht, was höre *Merkur*? Eine kalte, gezwungene Munterkeit studierte Unbesonnenheiten, pretiösen Ton, gedrechselte Phrasen. Ohne ein paar kleine Bosheiten, die man seinem Nachbar in einem süßen Trankchen einflößt, würde man für Langeweile den Geist aufgeben.

Die Schüsseln werden fast eben so abgetragen, wie man sie aufgesetzt hat. Die Wagen sind leer, und leiden doch von Unverdaulichkeit, Jeder flüstert seinem Nachbar im Vertrauen ins Ohr: »Ich kann's nicht länger aushalten: es bringt mich um. Kommen Sie, lassen Sie uns zum Ball eilen!«

Nur Götter, Narren, oder Leute nach der Mode können diese Lebensart aushalten, die *Merkur* mitmacht. Er geht auf den Ball.

Welch eine Menge von Massen, was für sonderbare Grillen in den Verkleidungen, was für eine Unordnung in der Unterhaltung! *Merkur*, der ihnen allen die *Langeweile* auf der Stirne sitzen sieht, geht umher, und sucht und erkundigt sich: »Aber wo ist nur das *Vergnügen*?«

»Ich höre eine starke Musik, ich sehe Dichter, ich erblicke schöne Figuren, die tanzen, um bewundert zu werden. Ich sehe Theaterprinzessinnen, die gern die Augen aus sich ziehen möchten, Müßiggänger, die nach neuen Liebesintriken ausgehen, verlebte

Schönheiten, die neue Leidenschaften auskundschaften möchten. Ich sehe Leute, die sich selbst quälen: aber wo finde ich das *Vergnügen*?«

Ein verliebter Paar stellt sich ihm dar. Es sind junge Leute; sie scheinen beyde liebenswürdig, sie haben eben eine Zusammenkunft verabredet. »Gewiß, die werden glücklich seyn«, sagt *Merkur*: »meine Wanderschaft ist ihrem Ende nahe, ich werde meinen kleinen Flüchtling bald finden.«

Ein Wagen fliegt dahin, und führt das schmachtende Paar in einen Tempel, der der Liebe und dem Geheimniß gewidmet zu seyn scheint. Die Ausmöblirung ist das Werk der Grazien, des Geschmacks und der Weichlichkeit. Man nöthigt die Schöne in Bewunderungen auszubrechen: sie läßt ein Wörtchen fallen, das wie ein Vorwurf über die Anwendung der Zeit klingt. Eine lebhaft Spötterey ist die Antwort darauf: man entzweyt sich, man streitet um die Wette, wer das andre im gedankenlosen Jargon übertreffen kann. Zudringliche Liebkosungen werden auf eine Art zurückgewiesen, welche die Ziererey verrathen: eine erkünstelte Schaamröthe weicht der offenbaren Unverschämtheit: endlich bieten verbrauchte Begierden, noch vor dem Genuß, alle Hilfsmittel der Ausschweifung auf. Die *Müdigkeit* läßt sich spüren, ihr folgt mit schnellen Schritten der *Ekel*, und beschließt das Abenteuer.

Merkur ist kein Neuling unter den Göttern, und doch ärgert er sich an dieser Scene. Alles, was er gesehen hat, dünkt ihm Entweihung — er entflieht eilig.

Nunmehr überläßt er sich bey seinen Nachforschungen ganz dem Zufall. Ein sehr erleuchtetes Haus zieht in der Dunkelheit der Nacht seine Blicke auf sich. Er geht auf dasselbe los, aber ohne Hoffnung, und fast muthlos gemacht.

Nach einem weniger ausgesuchten als reichlichen Abendessen, überläßt sich eine zahlreiche Gesellschaft einer lauten lärmenden Freude, die aber ohne wahres Gefühl und Ueberlegung ist. Das *Vergnügen*, daß, *Merkur* sucht, flieht ebenso wohl die tobende Fröhlichkeit eines Bürgerschmauses, als den kostbaren Ton der schönen Welt. Es war nicht an diesem Ort anzutreffen.

Nach und nach verschwinden die Schatten der Nacht, und Merkur befindet sich beym Aufgang der Morgenröthe mitten auf einer lachenden Flur. Die ungeschminkten Schönheiten der Natur leihen ihr den Reiz und die Anmut, die aus allem hervorleuchtet. In süßen Träumereyen versenkt, nähert er sich einem kleinen Dörfchen. Es geht, wie von einem dunklen Instinkt getrieben, in eine mit Strohbefleckte Hütte. Hier findet er *Demophoon* und *Meliten*.

Demophoon hat sein fünftes Lustrum zurückgelegt, *Melite* aber sich noch nicht dem Ende des vierten genähert. Die Natur hat nichts vollkommeneres gebildet, als ihre Körper; keine unschuldigen, gefühlvollern Seelen, als die ihrigen, sind je aus den Händen der Götter hervorgegangen. Eine eben so heftige als zärtliche Leidenschaft verbindet sie, und bald wird *Hymen* diesen schönen Bund krönen.

Beym Anblick des *Merkur* färbt die Schaam ihre Wangen mit ihrer Schminke, der einzigen, die den Reiz der Schönheit erhöht. Eine zärtliche Verwirrung bemächtigt sich ihrer: Furcht erwachte in ihren Herzen, der Fremdling möchte ihren heiligen Bund stören wollen. *Merkur* nähert sich, und seine Rede erstickt diese Furcht. In ihren Blicken hat er die Gegenwart der Gottheit, die er sucht, geahndet. Nur darf er sie nicht stutzig machen. Er muß ihr heimlich nachzuspüren, und sie zu überraschen suchen.

Merkur entfernt sich ein paar Schritte, und kommt gleich wieder zurück. Er findet das *Vergnügen* auf einem Bette von Moos und Rosen. Noch von einem süßen Schauer ergriffen, raubt er es, legt ihm goldne Fesseln an, und führt es mit sich in den Olymp.

Doch nicht für immer hat das *Vergnügen* *Demophoon* und *Meliten* verlassen. Oft bewohntes noch ihre einfache Hütte, und entfernt sich nicht eher von ihnen, als wenns sie voneinander getrennt sind.

Erklärung

des Titelkupfers.

Die Torheit sitzt unter ihrem mit charakteristischen Zeichen gezierten Zelte. Zu ihren Füßen steht eine Weltkugel. Ihre Puppe hat sie einen kleinen Mädchen gegeben, welche dadurch einen Knaben an sich zieht, der ihr seine Liebe bezeigt. Im Vordergrunde sitzt ein junger Maler, welcher die Gruppe zeichnet. Zu seiner Seite; steht ein Kunstrichter der, ohngeachtet seiner Knabengestalt, eine wichtige Miene macht. Vielleicht hat auch auf ihn die Gottheit Einfluß, deren Abbildung er mit dem Original dargleicht.
